Stadt- und Dorfgeschichten,

erzählt

von

Ignaz Alfons Stelzig,

Verfasser von: „Der Gränzbauer und der Kohlentoni in Amerika“
u. s. w.

Zweite Ausgabe.

Regensburg.
Verlag von Georg Joseph Manz.
1860.

Vorwort.

Der Verfasser übergibt dem Lesepublikum in den Stadt- und Dorfgeschichten eine Sammlung von anspruchslosen Bagatellen. Die Erzählungen sind nicht mehr, und beanspruchen auch keine höhere Geltung, da aber einzelne derselben, als sie in Journalen veröffentlicht wurden, eine sehr günstige Aufnahme fanden, zwei selbst mit Preisen gekrönt wurden, hofft der Erzähler, daß diese Sammlung eben so nachsichtig wie mehrere andere seiner Schriften werde aufgenommen werden.

Ein Abenteuer in Paris.

1. Die Unbekannte.

Es war schon ziemlich dunkel geworden, als Edmond das Comptoir verließ. Er war heute besonders vergnügt, denn sein Herr hatte ihn mit sehr großer Wärme belobt, und ihm eine sehr schöne Zukunft in Aussicht gestellt, wenn er fortfahren würde, so fleißig, so verläßlich, so pünktlich zu sein wie bisher. Die Veranlassung zu diesem, im Munde des Herrn Monetoile seltenem Lobe, war die Durchsicht aller Bücher, welche er am 4. Samstag im Monat stets mit eiserner Strenge vornahm. Das Copir- und Notizbuch war in der allerbesten Ordnung so zwar, daß Monetoile, obgleich er lange unschlüssig, die Priese Tabak mit den Fingern herumdrückte, bis kein Tabak mehr da war, und dann eben so unentschlossen, ob er einmal außer seinem gewöhnlichen Geleise fahren, und Jemanden beloben sollte, endlich eine recht herzhafte Priese nahm und hastig rief:

„Edmond Sie sind ein Capitalcommis, etwas jung noch, fehlt an Routine, an selbstständiger Entwicklung,

an —, an —, aber Sie beginnen offenbar eine ehrenvolle Laufbahn, Sie arbeiten nicht zum Schein, da wird nichts überhudelt, da macht man sich's nicht bequem mit den Abkürzungen wie gewisse andere Herren, die gern eine große Gage für sehr kleine Arbeit beziehen. Alles hat Hand und Fuß, und ihr Copirbuch könnte man gleich in die Druckerei schicken, da brauchten die Setzer nicht zu spekuliren, denn es gäb den leichtesten Satz. Meine Herren, nehmen Sie sich den Monsieur Edmond zum Muster —, es ist mir leid, daß ich so zu den Älteren und Erfahrenen meines Comptoirs sprechen muß —, hier Monsieur Edmond nehmen Sie diese kleine Extragratification, Sie haben noch immer, wie's nicht anders sein kann, einen geringen Gehalt, der steigt mit dem Alter und Verdienst, auch haben Sie eine alte Mutter zu versorgen, Sie thun es freudig und mit nicht unbedeutenden Opfern, — Sie sind ein guter Sohn, Gott wird Sie gewiß segnen!"

Der Kaufmann war weich geworden, und schämte sich dieser seltenen Rührung vor seinen Leuten, darum fügte er, sich wieder der respectfordernden, ernsten Miene bedienend, die man sonst immer an ihm bemerkte, mit schneidender Schärfe hinzu: Aber Monsieur Edmond, lassen Sie sich durch böses Beispiel nicht verführen, Saufen, Spielen, Maitressenwirthschaft haben schon manchen jungen Mann zu Grunde gerichtet, und so mancher hoffnungsvolle Comptoirist ist jetzt ein fertiger Vagabund, oder hat ein böses Ende gefunden. Morgen, meine Herrn ist Sonntag, vergessen Sie nicht auf Ihre Christenpflichten, Messe und Predigt. Die Frömmigkeit ziert jeden

Stand, jedes Alter, besonders die Jugend, die Frömmigkeit ist zu Allem gut, deßhalb bleib' ich bei meinem Grundsatz: Der Sonntag ist ein Tag des Herrn, und soll als solcher heilig gehalten werden, ich kanns nicht leiden, wenn z. B. meine Geschäftsfreunde in Havre keinen Unterschied zwischen dem Sonntag und dem Arbeitstag machen, das bringt, wenn auch für den Augenblick Geld, für die Folge aber keinen Segen. Das Haus Monetoile steht, der Herr sei gebenedeit, auf sehr gutem Grunde, und die Firma hat einen guten Klang, aber ich bleibe fest bei meinem Grundsatz: Fleißig am Wochentage und am Sonntag nur das Nothwendigste. — Sie kennen meine Ansichten und meine Anordnungen — ich erwarte, daß man sich nach dem Chef des Hauses richten werde. Guten Abend, meine Herrn, Adieu. Edmond, machen Sie sich einen guten Tag, aber Alles in Ehren, lassen Sie sich nicht zum Leichtsinn verleiten, ein leichtsinniger Kaufmann ist gar kein Geschäftsmann mehr. Adieu.

Die eleganten jungen Comptoirdiener eilten trillernd „aus dem finstern Gefängniß", auf die mit Gas hell beleuchteten Straßen von Paris hinaus, die am Abend noch belebter sind, als am Tage. „Edmond, gehn Sie mit uns?" fragten die jungen Leute, welche, nachdem sie das Comptoir verlassen hatten, auch ganz andere Physiognomien aufsteckten, während sie ihre Cigarren anzündeten, „wir werden uns köstlich unterhalten, Mademoiselle Flora feiert ihr Geburtsfest, und hat für „gute Gesellschaft" gesorgt."

„Ich danke meine Herrn!“ erwiederte schüchtern der blonde Jüngling, „ich werde nur ein wenig spazieren gehn, und kehre nach Hause zur Mutter zurück.“

„Gehn, Sie lieber Edmond, zu ihrer Frau Mutter,“ sagte der Correspondent ironisch, während er spöttelnd die Sprechweise des Herrn Monetoile nachzuahmen suchte, „Sie sind ein guter Sohn, Gott wird Sie gewiß segnen.“

Als Edmond hinter der Börse verschwand, lachten ihm die jungen Leute alle hellaut nach und George, der Sprecher sagte:

„Edmond ist ein bon enfant, eine gute Haut, aber ein Tölpel, es ist mit ihm nichts, in seiner Naivität wäre er im Stande, dem Chef eine Beichte über unsere Vergnügungen abzulegen, und der graue Sittenrichter könnte uns dann eine artige Predigt halten. — Diese unausstehlich langweiligen Patrone, diese Graubärte, haben in ihrer Jugend, so lange sie konnten, Alles genossen und Alles mitgemacht — jetzt im Alter thun sie Buße, weil ihnen nichts anderes mehr übrig bleibt, meinetwegen, nur sollen sie uns junge Leute in Ruhe lassen und nicht verlangen, daß wir jetzt schon allen Vergnügungen entsagen, wir wollen das Leben durchstürmen, wie sie es gethan, und wollen im Lebensalter eben so unbescholten tugendhaft sein, wie sie es sind, wenn der Schein nicht trügt. Was thun wir die ganze lange Nacht? Flore ist gewiß im Theater, wir wollen auch aus einem ins andere schlendern, uud dann zu unserem Rendezvous, es soll ein königliches Spektakel

werden.“ Während die jungen Rauchewinde auf den Boulevards herumstürmten, spazierte Edmond sehr vergnügten Herzens gegen die elysäischen Felder zu, und zurück auf dem Heimwege kam er an der Kirche unserer lieben Frau vom Siege vorüber, die Thüre war offen, es waren noch viele Leute darin, er kniete nieder, verrichtete sein Gebet mit glühender Andacht, und eilte dann nach Hause, um seiner Mutter die frohe Kunde von der ersten Belobung und Belohnung zu bringen, die er vom Chef der Firma erhalten, welcher er mit solchem Eifer diente. Unter einem Candelaber sah er eine verschleierte Frauengestalt stehn, welche vom Halbdunkel des Schattens verhüllt, eine zarte, weiße Hand ausstreckte, und ihm mit ergreifender Stimme zurief: Herr um Gottes Barmherzigkeit, um Jesu und Maria willen, geben Sie einem unaussprechlich armen Mädchen ein Almosen. Edmond war durch Lehre und Warnung seiner Mutter äußerst vorsichtig gemacht worden und eilte der rue des petits peres zu, in deren Nähe er wohnte. Auf dem Platze blieb er jedoch nachdenkend stehen, der Ton, mit welchem die verschleierte Bettlerin um eine Gabe gefleht, war so schmerzlich, so herzzerreißend, daß er plötzlich überzeugt war, daß es unmöglich der Heuchelei gelungen wäre, sondern aus einem von Gram zerschmetterten Herzen gequollen sein müsse. Er machte sich bittere Vorwürfe über seine Hartherzigkeit, und eilte zurück; in der jetzt einsamen und sonst so ziemlich ruhigen Straße, hörte er plötzlich folgenden Wortwechsel.

„Ei was für ein feines zierliches, weiches Händ-

chen diese Bettlerin hat — nicht einmal Nadelstiche, keine Schwielen, einer solchen Hand brauchte sich keine Gräfin zu schämen! Wie originell, ein solches Händchen zum Betteln auszustrecken, die Idee ist höchst originell. Sollte denn das Gesichtchen nicht zum Händchen passen, oder sollten es die garstigen Blattern oder das böse Alter gefurcht haben? Sie erlauben mein Täubchen!" Während der Redende ihr den Schleier heben wollte, rang sich die unbekannte Bettlerin aus den Armen des Verwegnen und wollte fliehen, aber mehrere andere junge Leute bildeten einen Kreis um sie und schnitten ihr den Weg zur Flucht ab, Edmond stand einen Augenblick unentschlossen etwa zwanzig Schritte davon, da rief sie mit muthiger Entschlossenheit:

„Lassen Sie mich gehn um Gottes willen, oder ich schreie um Hilfe."

„Um von der Wache wegen nächtlicher Straßenbettelei auf das Commissariat geführt zu werden," fügte der Anführer der jungen Leute spottend hinzu, den Edmond an der Stimme, als den Correspondenten des Comptoirs erkannte.

„Wenigstens wird dort meine Unschuld nicht bedroht sein und Armut ist keine Schande! rief mit Würde und Entrüstung das Mädchen.

„O heilige reine Unschuld, die auf der Straße zur Nachtzeit bettelt," spöttelte Einer, während der Andere mit gewandter Hand den Schleier lüftete, der sie ganz verhüllte.

„Gott, welches Bild! welche Anmuth! welcher Zauber der Schönheit!“ riefen Alle.

„Holde Göttin!“ sprach auf einmal sehr artig der wilde George, wie, Sie betteln? Befehlen Sie, gebieten Sie über meine Börse, folgen Sie mir, Sie sollen fürstlich leben!

„Elende Menschen!“ entgegnete mit bebender Stimme aber zugleich mit stolzer Würde die räthselhafte Unbekannte, „gemeine Buben, die ihr keine Achtung habt für weibliche Unschuld und Würde, glaubet ihr, daß ich betteln müßte, wenn ich wäre, wofür ihr mich in eurer eigenen niederträchtigen Gemeinheit haltet, gibt es unter euch Elenden nicht Auswürflinge genug, welche das Opfer der Unschuld, die Schande der Schönheit nicht theuer bezahlen?“

„George,“ flüsterte Pierre, „das Abentheuer wird sehr interessant, glaub mir, es ist eine excentrische Engländerin, welche einer Wette wegen bettelt.“

„Möglich!“ sagte George eben so, und fuhr dann laut fort, indem er die Miene des Respectes und die Sprache der Achtung heuchelte: „Fräulein, verzeihen Sie mein früheres unschickliches Benehmen, wir jungen Pariser sind an den Anblick einer bettelnden Schönheit so wenig gewöhnt — daß — daß

„Daß, da Sie die Schönheit nur im Überflusse zu sehn pflegen, die sie dem Glücke oder der Schande verdankt, — Sie sich auch berechtiget glauben, einem bettelnden Mädchen gegenüber gemein sein zu dürfen. Meine Herrn! verlassen Sie mich.“

„So darf uns die holde Fee nicht verschwinden,“ rief Marcell.

„Mein Fräulein! nehmen Sie die Versicherung meiner Reue, meiner tiefsten Betrübniß über mein undelikates Benehmen, ich schwöre Ihnen unverbrüchlich, daß meinen Lippen kein Wort mehr entschlüpfen wird, das sie verletzen könnte, nehmen Sie meine Börse, vertrauen Sie sich mir ohne Sorge an, ich will Ihr Schützer sein“ heuchelte George.

„Mein Beschützer! Ja wie der Habicht die Taube beschützt, die das Unglück gehabt hat, in seine Krallen zu fallen,“ entgegnete die Fremde bitter, und fuhr mit erhobener Stimme heftig redend fort: Wer wagt es mich zu hindern meinen Weg zu gehn. Lassen Sie mich! Fort, fort, Ihr Athem ist Pesthauch, Ihre Rede ist Gift, Sie verbreiten um sich herum die Atmosphäre des Lasters. Lieber will ich sogleich sterben, bevor ich es gestatte, daß Sie mir nahen, mit Ihrer sündhaften Hand mich berühren.“

„O, heilige Lucretia,“ höhnte Pierre, „jetzt nimmt die Welt sicherlich bald ein Ende, da die Straßenbettlerinnen von Paris bereits anfangen, vom Heroismus der Jungfräulichkeit zu faseln.“

„Gemeiner Bube!“ rief sie, aber in dem Augenblicke stürzte George gierig auf sie zu, wollte ihr den Schleier entreißen und sie küssen. Sie rang mit ihm und rief um Hilfe. Plötzlich stürzte Edmond vor, und da er nicht zu der Unbekannten dringen konnte, schlug er mit seinem spanischen Röhrchen tüchtig auf

den Rücken seiner Herrn Collegen los. Der ganz unerwartete Angriff brachte die Belagerer außer Fassung, sie wandten sich um, und erkannten in dem andringenden Feinde, den jungen Edmond.

„Alle Teufel, Edmond!“ rief George, „bist du denn besoffen oder närrisch, Du haust ja ein, wie besessen, hast meinen neuen Seidenhut zerschlagen, Eddy, in Teufels Namen, das sind ja wir, was gebärdest Du Dich denn so wüthend?“ Der Jüngling drang durch ihre Mitte, und sagte hastig: „Was ich will? Dieses Fräulein gegen euere Gemeinheit, gegen euere unmanierliche Roheit zu schützen, und jeden von euch niederschlagen, der es wagen wollte, sie auch nur im mindesten zu kränken.“

„Seht, seht den wackern Ritter ohne Furcht und Tadel, eine wahre Blüte galanter französischer Ritterschaft, welche auf Leben und Tod die Unschuld einer nächtlichen Straßenläuferin vertheidigt,“ spöttelten sie, „komme Eddy, du unschuldiger Jüngling, komm sammt der Dame deines Herzens zu Flora, dort soll's lustig zugehn und die unschuldige Jungfrau braucht dort nicht zu betteln.“

„Niederträchtige Menschen!“ sagte am ganzen Leibe zitternd die Fremde, wandte sich dann zu Edmond, der ihr den Arm anbot, und fragte ihn zagend: „Darf ich Ihnen vertrauen?“

„Ja,“ entgegnete Edmond mit fester Stimme, „ich schwöre es bei meinem Glauben, bei meiner Ehre, bei dem theuern Andenken an meine geliebte Schwester.“

„Sie sind ein guter Mensch,“ flüsterte sie, „ich habe Sie aus der Kirche gehen sehn, ich vertraue Ihnen, schützen Sie meine Unschuld!“ Mit Zuversicht hatte sie sich an ihn geschmiegt, in diesem Augenblicke kam die Wache und fragte nach der Ursache dieser nächtlichen Ruhestörung. George ergriff das Wort und erzählte kaltblütig.

„Meine Herrn! wir promeniren hier durch die Straße und treffen diese holde Schöne. Nun meine Herrn, werden Sie es begreiflich finden, daß eine junge Dame, die Abends allein in Paris patrouillirt, es sich auch gefallen lassen muß, wenn man ihr ein unschuldiges Compliment macht, aber diese Dame ging nicht auf Raub aus, denn unser Freund der Student Lapin schmachtet bereits in ihren Fesseln. Einen sichern Sieg einem ungewissen vorziehend, hat diese Dame unsere galante Ansprache nicht gnädig aufgenommen, sie rief daher um Hilfe, aber nicht Sie, tapfere Herrn, sondern ihren Adonis, welcher im nächsten Conditorladen Bonbons ankaufte, damit die Küsse besser schmecken.

Die Begebenheit ist so einfach, daß weder Scribe ein Theaterstück, noch Dumas einen Roman aus ihr drechseln könnte. Das ist Alles.“

„So lassen Sie den Herrn mit seinem Fräulein ruhig passiren, sagte der Sergeant lachend, und wenn wir das Dämchen einmal allein herumflankirend treffen, werden wir ihm ein unangenehmes Nachtquartier anweisen.“

Alle gingen auseinander, George und seine Genossen riefen spottend ihrem Collegen nach:

„Gute Nacht, Musterjüngling! Gute Nacht, edle jungfräuliche Unschuld."

Edmond ging ganz verlegen mit seiner neuen unbekannten Bekanntschaft, er wußte nicht wohin. Die Fremde zitterte, schluchzte, betete, so daß verwundert die Nachtschwärmer aller Sorten einen interessanten Roman witternd, nachschlichen, und daß Edmond, der planlos mit einer Fremden herumging, endlich in ein kleines Seitengäßchen der rue Richelieu einbog. Das Seufzen und Weinen der Unbekannten machte ihn verlegen, und er fragte daher mit Bescheidenheit:

„Mein Fräulein! wohin soll ich Sie führen?"

„Ach nur an ein Plätzchen, wo meine Unschuld sicher ist, wo ich der Gefahr der Schande nicht preisgegeben bin."

„Seien Sie unbesorgt, Sie sind an meinem Arm eben so sicher, wie am Arme Ihres Bruders. Wo wohnen Sie?"

„Ich habe keine Wohnung, keine Anverwandten in Paris. Ach ich habe das erstemal in meinem Leben gebettelt, um ein anständiges Nachtlager zu bekommen, und wollte Morgen früh bettelnd nach Marsaille zu meinen Verwandten gehen. Ach! vielleicht glauben auch Sie nicht an meine Unschuld."

„Und warum sollte ich nicht, nachdem jene wüsten Gesellen Ihre Schönheit so sehr gerühmt haben. Ich ehre

Ihr Geheimniß, und will dessen Schleier nicht lüften. Sind Sie einverstanden damit, daß ich Sie in ein anständiges Gasthaus führe, für Ihre nothwendigsten Bedürfnisse sorge, und Sie dann verlasse?"

„Ach ja, und Gott wird es Ihnen lohnen" sprach sie leise und drückte dankbar seine Hand; jetzt erst wußte Edmond, daß seine Collegen die Beschreibung der Schönheit dieser Hand nicht übertrieben hatten.

Er trat mit ihr in die Hausflur eines bescheidenen Gasthauses, klingelte beim Bureau, bestellte eine geheizte Stube für die Fremde, reichte ihr dann seine ganze Barschaft, und nahm Abschied.

Laut schluchzte die Fremde von neuem, wollte sich ihm zu Füßen werfen (was er natürlicherweise nicht zuließ) und rief mit leidenschaftlicher Wärme, während Edmond ihre Augen durch den Schleier glühen sah:

„Edler Jüngling! Gott lohne Ihnen was Sie in wahrhaft christlicher Liebe für ein unglückliches, verlassenes Mädchen, für eine Waise gethan, Retter und Beschützer meiner Unschuld, mein Gebet, das heiße Gebet der Dankbarkeit wird Sie durchs Leben geleiten!"

„Gott sei mit Ihnen" sprach Edmond mit etwas mehr als Rührung, während er seinen Siegelring vom Finger zog und in ihre Hand gleiten ließ, „ich bin nur ein armer Comptoir-Commis, und habe kein Geld — sollten Sie nicht auskommen —" bevor er beendigt stürzte er davon, ehe ihm die Unbekannte den Ring wieder zurückgeben konnte.

2. Die Mutter.

Edmond stand jetzt allein auf der Straße, ihm war, wie George gesagt haben würde, „höchst dumm" zu Muthe, die ganze Geschichte erschien ihm wie ein Traum, die Unbekannte wie eine Fee, bis auf den einen Punkt, der ihn völlig zur Besinnung brachte, daß sie all' sein Geld habe, sein ganzmonatliches Honorar und obendrein eine nicht unbedeutende Gratification, die Herr Monetoile ihm als Tugendpreis zuerkannt. Der liebe Edmond hatte bisher so unschuldig, so prosaisch gelebt, daß für ihn ein Abentheuer, besonders ein solches, unter die unerhörten Ereignisse gehörte — er hatte bloß die Stimme gehört, die Hand gesehen, hatte nur hin und her gerathen, was für eine Farbe das blitzende Auge gehabt, aber er war so confus, daß er gerade die entgegengesetzte Richtung nach dem Montmartre einschlug um nach Hause zu kommen, und erst nach langer Zeit seinen Irrthum einsah, und spornstreichs nach Hause eilte. Es war schon sehr spät, aber die besorgte Mutter wachte noch, denn Edmond war noch nie so lange ausgeblieben. Sein glühendes Gesicht, seine verstörte Miene, seine Verlegenheit zeigten deutlich, daß ihm heute etwas ganz besonderes zugestoßen sein müsse. — Schweigend setzte die Witwe ihrem Sohne das kalte Abendessen vor, da er aber nichts berührte, begann sie:

„Edmond! ich weiß nicht wie Du mir heute vorkommst; mit Dir geht etwas besonderes vor, und Du willst, glaub ich, ein Geheimniß daraus vor mir machen,

mir scheint es, daß Du vergissest, daß ich nicht nur stets Deine zärtliche Mutter, sondern auch Deine aufrichtige Freundin war —"

„Liebe Mutter!" entgegnete Edmond verlegen, „ich habe die elende Kunst der Verstellung nie gelernt, und Ihnen gegenüber — wäre sie mir nie möglich, aber mein heutiges Abentheuer ist so seltsam, so lächerlich, und ich habe mich dabei so dumm benommen, daß ich fast glaube die ganze Geschichte sei planmäßig angelegt gewesen, um meine arglose Gutmüthigkeit auszubeuten." Edmond erzählte seine Abentheuer gerade so aufrichtig und einfach, wie wir, und vergaß nicht den geringsten Umstand zu erwähnen.

Die erfahrene Frau beobachtete seine Miene genau, die Menschenkennerin verglich alle Umstände mit jenem psychologischen Scharfblick, der in solchen Angelegenheiten eben nur den Frauen eigen ist. Kaum hatte Edmond seine Erzählung hastig beendet, und kaum war er wieder von neuer Gluth roth geworden, als Madame ein Plänkelfeuer mit allerhand scheinbar unbedeutenden Fragen eröffnete, welche nichts desto weniger dem gewandtesten Untersuchungsrichter Ehre gemacht hätten.

„Wie alt war die Fremde?"

„Sie schien sehr jung zu sein."

„Du wirst doch ihr Gesicht gesehen haben?"

„Auf meine Ehre, nein."

„Du erwähnst aber etwas von Augen —"

„Nun ja, die sah ich durch den schwarzen Schleier funkeln —"

„Und die Hand?"

„Sie trug keine Handschuhe, ich sah diese kleine Hand, als sie sie zum Betteln ausstreckte."

„Gab ihr Jemand vor Dir ein Almosen?"

„Ich weiß es nicht, aber der herzzerschneidende Ton ihrer Stimme rührte mich so sehr, daß ich wieder umkehrte."

„War die Fremde mit Herrn George bekannt?"

„Durchaus nicht, sie behandelte ihn mit der offenbarsten Verachtung."

„War sie elegant gekleidet?"

„Ich habe es nicht beobachten können, denn ein schwarzer Schleier verhüllte ihre ganze Gestalt."

„Sprach sie unsere Sprache rein?"

„Höchst elegant, sie war ganz gewiß keine Ausländerin."

„Hast Du nichts bemerkt, was in Deinem Herzen den Verdacht absichtlicher Täuschung erregt hätte?"

„Nein Mutter! denn diese gramerfüllte Sprache, diese tiefen Seufzer, dieses krampfhafte Schluchzen, das sie oft so sehr faßte, daß sie meinen Arm niederzog, und ich stehen bleiben mußte, lassen sich nicht heucheln, selbst unsere berühmte Schauspielerin Rachel müßte die Hoffnung aufgeben, diese Seufzer, dieses Zittern nachzuahmen."

„Sagte sie Dir, wohin Du sie geleiten solltest?"

„Nein, denn wie ich erzählte, versicherte sie mir, daß sie eine Waise sei, und in Paris weder eine Wohnung noch Verwandte hätte."

„Und Du gabst ihr —?"

„Meinen ganzen Monatgehalt, nebst der Extrazulage, die mir mein Chef als Zeichen seiner Zufriedenheit geschenkt — und endlich gab ich ihr auch — was mich sehr reut — den Siegelring des seligen Vaters.“

„Mein Sohn! wir sollen auch bei unserer Mildthätigkeit uns von den Regeln der christlichen Klugheit leiten lassen; Du hast ein Almosen gegeben, welches Deine Kräfte und unsere Verhältnisse bei weitem übersteigt.“

„Mama! es reut mich nicht; ich hätte freilich für den Winter einen neuen Bournus gebraucht, aber ich werde wohl noch mit diesem hier ein Jahr lang auskommen. Mir kam es vor, als rette ich mit diesem Opfer eine Seele, ich hätte noch mehr gegeben, wenn ich mehr gehabt hätte — darum gab ich in der Übereilung sogar das Theuerste was ich hatte —, des guten Vaters Siegelring.“

„Mein Kind, nach Allem was ich höre, habe ich keine Ursache mit Dir unzufrieden zu sein, aber den Ring, das Andenken an den seligen Vater, dürfen wir nicht verlieren, ich habe noch ein Paar goldene Ohrgehänge, die ich von ihm als Brautgeschenk empfangen, ich trage sie nie, ich werde sie verkaufen, und für das Geld den Ring von der Fremden wieder einlösen —, sei unbesorgt Edmond, wir Frauen haben in diesen Angelegenheiten einen Takt, der jede Verlegenheit zu vermeiden weiß. Meine Ansicht ist, daß die Ärmste gewiß ein Opfer schändlichen Betruges sei, daß sie sich wahrscheinlich von einem Elenden verleiten ließ ihm nach Paris zu folgen,

und daß sie von dem Verführer verlassen, reuig und enttäuscht in die Arme ihrer Angehörigen nach Marseille zurückkehren will; da läßt sich sehr viel thun, mehr mit gutem mütterlichen Rath, als mit Geld. Ich werde die Unbekannte morgen aufsuchen, und mit ihr, als dem Schützling meines Sohnes sprechen, Du aber mußt es mir auf dein Ehrenwort versichern, daß Du sie unter keiner Bedingung besuchen wollest."

„Auf mein Ehrenwort! Denn ich sehe selbst ein —"

„Daß ich nicht für mich gut stehen kann, denn wenn mich die süße Stimme, wenn mich die schöne Hand und die feurigen Augen, die selbst durch einen dichten Schleier verwundeten, so sehr in Feuer und Flammen setzten, — wie sollte es erst mit dem armen Herzen Edmonds werden, wenn es erst sein Ideal unverschleiert sehen würde," schloß lächelnd Madame Bonnard, küßte zärtlich des guten Sohnes Stirne, und wünschte ihm gute Nacht. Der arme Edmond schlief freilich sehr wenig. Früh begleitete er seine Mutter in die Kirche, und ging nach Hause, denn am Sonntag hatte er keinen Comptoirdienst. Freilich blickte er etwas trübselig vor sich hin, wenn er bedachte, daß heute ein Pariser Sonntag sei, und er keinen Sous im Sacke habe. Hatte er sich doch so sehr auf die große Oper gefreut, Musik war sein größtes Vergnügen, und da er seine freien Stunden meistens an der Seite seiner Mutter und in der Übung am Fortepiano zugebracht, hatte er es zu einer bedeutenden Fertigkeit gebracht, auch besaß er eine so angenehme Tenorstimme, daß er schon

lange dem Rathe seiner Freunde gefolgt wäre und sich der Bühne gewidmet hätte, wenn die Abneigung seiner Mutter ihn nicht daran gehindert hätte. — Also heute kein Conzert, keine Oper, kein Vergnügen, und morgen angefangen der sechstägige Frohndienst im Comptoir, wo er sich vorkam wie ein Pferd in der Fabrik, das immer im Kreise herumtrabt mit dem Rade, bis die Mittagszeit und die ersehnte Abendruhe kömmt. Bah! dafür macht ihm sein Gewissen, das Bewußtsein eine edle Handlung vollbracht zu haben, ein unaussprechliches Vergnügen. Er setzte sich an's Piano, er fantasirte allerlei Unsinn, ein Quodlibet von allerhand Unsinn, er improvisirte Chansons d'amour, Liebeslieder an die geheimnißvolle Unbekannte, — Himmel! jetzt erst erinnerte er sich, daß er nicht einmal ihren Namen wisse. — Endlich! endlich klingelte die Mutter, er flog ihr entgegen und ließ ihr nicht einmal Zeit den Hut abzulegen. Er bestürmte sie mit Fragen, erhielt aber nur die trostlose Antwort:

„Du hast Dich nicht getäuscht . . . Das fremde Fräulein ist heute früh nach Marseille abgereist. Das Stubenmädchen sagte mir, sie sei außerordentlich — häßlich, (die Lüge, die sie aus Mutterliebe, besorgt um die Ruhe des Sohnes erfunden, schien der guten Frau sehr schwer zu werden, und ich glaube Edmond muß es bemerkt haben) sie hatte gar kein Gepäck, war einfach aber sehr reinlich gekleidet, und weinte beständig."

Edmond schwieg und starrte sinnend vor sich hin; die Mutter las in seinem Herzen, näherte sich ihm

lächelnd und hielt ein Blatt Papier vor seine Augen; er langte hastig darnach und las folgende Zeilen, welche flüchtig, aber sehr zierlich auf ein mit Goldschnitt verziertes Blatt geschrieben waren, welches offenbar einst einem Gebetbuche beigebunden war.

An Monsieur L. B.

Tausend Dank! Nochmals tausend Dank! für ihre Großmuth in gränzenloser Noth, die an Verzweiflung gränzte. Ober uns lebt ein allwissender Gott und waltet eine väterliche Vorsehung, die ein so großes, so edelmüthig und uneigennützig gebrachtes Opfer nicht unbelohnt lassen kann. Nehmen Sie den Dank eines armen Mädchens —, dieser und das tägliche heiße Gebet für ihren größten Wohlthäter — möge Sie segnend durchs Leben geleiten.

Ippolita d. Ch.

„Diesen Zettel gab mir der Portier, der Dich kannte" sprach die Mutter gerührt, als sie den Sohn weinen sah — der Name Ippolita deutet auf eine Italienerin, das d. auf den Adel, die Adresse aber hat ein L., statt Deines Taufnamens E. Ja richtig! diese Anfangsbuchstaben nahm sie von dem Siegelring des verewigten Vaters. Immerhin! einen bessern Gebrauch konnte man von dem Familienandenken nicht machen. Mein Sohn! ich bin zufrieden mit Dir!" Edmond weinte sich an der Brust der Mutter recht aus; sie streichelte seinen Blondkopf und sagte:

„Die Ohrgehänge habe ich verkauft, hier ist Geld. Du mußt Dich zerstreuen, in die Oper oder in's Conzert gehen."

„Ich danke Mutter!“ entgegnete wehmüthig der junge Mann, „ich bedarf keiner Zerstreuung, ich bleibe bei Dir zu Hause!“

Der Mensch kann nicht für sein Herz — Edmond konnte sich nicht helfen, er war in die unbekannte Fremde verliebt, wenn sie auch wirklich häßlich von Angesicht war; sie war unschuldig, fromm, gottesfürchtig und unglücklich — und Edmond! Er war ein edler Schwärmer, der, was gewiß bei einem schmucken Pariser in seinem Alter eine außerordentliche Seltenheit genannt werden muß — zum ersten Male in seinem Leben, und noch obendrein in ein Fantasiegebilde verliebt war. Was hätte man für jenes Billet dem Jüngling bieten müssen?

3. Im Comptoir.

„Fängt wieder der lästige Dienst an, ich habe nicht ein Auge zugemacht durch zwei Nächte, habe geschwärmt wie die Möglichkeit und Champagner getrunken fast über die Möglichkeit“ sagte George zu Marcell, als sie in die Schreibstube traten, „heute wird's mit dem Correspondiren auch in die Brüche gehen, denn ich bedarf wenigstens zweier Tage, um halbwegs ins Geleise zu kommen. Aha! da sitzt ja schon unser Student Lapin, der gute Knabe, der unschuldige, musterhafte Jüngling, der edle Ritter, welcher fahrende Fräulein in seinen väterlichen Schutz nimmt. Darf man fragen wie sich diese edle Jungfrau von Bettelhausen befindet? Was? Keine Antwort? Edmond wird stolz wie jeder Knabe, der die erste ausschließende Liebschaft hat.“

Beide legten ihre Paletots und Fracks ab, und nahmen ihre Comptoirröcke, Marcell schielte von seinem Schraubensessel öfters nach Edmond, der die Miene nicht verzog, und so flüchtig fortschrieb, daß man seine Feder auf dem Papiere hinsausen hörte. George, der ohnehin nicht zur Arbeit aufgelegt war, ärgerte sich darüber, daß Edmond gegen alle Sticheleien so unempfindlich war; er begann daher von neuem:

„Bonnard! zum Henker, was bist Du denn heute so verteufelt fleißig? Willst Du wieder ein Lob vom Chef verdienen und eine Gratiszulage? ja wenn Herr Monetoile wüßte, wie oft die stillen Wässer die tiefsten sind, er würde nicht so verschwenderisch mit seinem Lobe sein".

„Laß ihn in Ruhe George!" stichelte François, „er ist ein fleißiger Kirchengänger, ein Jesuit, er weiß klug den Schein der Tugend zu bewahren, und der hilft oft weit mehr, als die Tugend selbst."

„François! Du bist ein Philosoph!" meinte Marcell, „diese Schwäche habe ich noch nie an Dir bemerkt. Meine Herrn, nur Gewissens- und Gedankenfreiheit, das ist meine Ansicht, lassen wir Edmond thun was ihm beliebt, es ist besser, daß wir ihm endlich auf die rechte Fährte gekommen sind, jetzt wird er das Moralisiren bleiben lassen müssen, dieser Pseudojosef in Egypten!"

„Meine Herren! ich ersuche um Ruhe, denn ich kann nicht arbeiten, wenn Sie reden," sagte Edmond ärgerlich.

„Freilich! freilich!“ spöttelte George, „das Copiren ist eine sehr anstrengende Arbeit, braucht sehr viel Geist.“

„Aufmerksamkeit wenigstens genug, wenn man Ihre Briefe copiren und die zahllosen Fehler ausbessern muß,“ entgegnete Edmond.

„Ei die kleine Kröte wird giftig,“ sprach Marcell das Feuer schürend: „George, Du wirst wohl von Edmond nebst der Tugend auch noch andere Sachen lernen müssen. Bonnard hat sich vorgestern ja sogar als Fechtmeister producirt. Hat er Dir nicht ein Loch in Deinen neuen Seidenhut geschlagen?“

„Das hat er, und ich hoffe von seiner Ehrenhaftigkeit, daß er mir den Schaden ersetzen wird, hat ja Geld genug, liebt nur häusliche Freuden, und scheint auf seine Amouren nicht gerade verschwenderisch bedacht zu sein, da sie an den Straßenecken betteln müssen, hahaha!“

„Meine Herren! ich bitte um Ruhe“ rief Edmond gereizt, „ich würde sonst gezwungen sein, mich bei dem Herrn Chef zu beschweren.“

„Das machen die kleinen Schuljungen auch, daß sie beim Lehrer klagen und klatschen, aber dafür verdienen sie auch Hiebe“ versetzte Marcell.

„O wir wissen, wer im Comptoir der Zuträger ist,“ bemerkte bissig François, „holder Adonis, Alles wird endlich bekannt, Ohrenbläserei sowohl, als nächtliche Spaziergänge!“

„Wenn ich klagen wollte, hätte ich schon sehr oft

Ursache dazu gehabt, meine Herren," rief Edmond in gereizter Stimmung.

„Dummer Junge! heuchlerischer Gleißner! Tugendheld!" riefen Alle durcheinander. In diesem Augenblick öffnete der Chef hastig die Thüre und trat mit zorngerötheten Angesicht in die Mitte der Streitenden, welche plötzlich ein ehrfurchtvolles Stillschweigen beobachteten.

„Was soll das heißen, meine Herren," schrie er, sind Sie Buben oder Männer, ist hier ein Conversationssaal oder eine Schreibstube? Meine Herren, Sie werden nur für die Arbeit, nicht für den Müssiggang besoldet, wollen Sie sich das in Zukunft merken. Bonnard, was gab es wieder?"

„Die Herren lassen mich nicht in Ruhe und erlauben sich, meiner zu spotten, mir ohne alle Ursache Sottisen zu sagen."

„Mein Herr!" versetzte George, „er hat mir mit einem Stäbchen meinen neuen Seidenhut zerschlagen und meine gerechte Forderung, daß er mir den Schaden ersetze, nennt er eine Sottise."

„Das sind Bübereien, die Sie unter einander auszumachen haben, aber nicht im Comptoir, Edmond, Sie sind ja doch sonst so ruhig und gelassen, was ist Ihnen beigefallen?"

„Mein Herr!" antwortete der Beschuldigte, ich kam zufällig dazu, als diese Herrn ein unschuldiges Mädchen auf der Straße umringten, und ich habe nur mit Hilfe des spanischen Röhrchens gegen die Überzahl kämpfen, und das Fräulein retten können."

„Ja, Herr Monetoile,“ ergriff George das Wort, „ein edles, unschuldiges Fräulein, das auf der Straße bettelte und das der Sieger zum Lohne seines Triumphes über uns Bösewichter nach Hause geleiten durfte.“

„Saubere Geschichten!“ brummte der Chef, „ausgelassenes junges Volk, schon so frühzeitig in Grund und Boden verdorben, — werden keine tüchtigen Geschäftsmänner, solche Sausewinde! Hab mich in Ihnen auch verrechnet, Edmond, 's ist mir um Sie leid und um Ihren seligen Herrn Vater, der ein ausgezeichneter Buchhalter und ein sehr rechtschaffener Mann war; Sie sind auf bösen Wegen, sehn auch heute ganz aus, wie das böse Gewissen, haben geschwärmt, — das taugt nichts, ruinirt den Leib, und richtet die Seele zu Grunde!“ „Freilich haben Sie hier nicht die besten Muster vor Augen. Merken Sie sich das, meine Herren, die Comptoiristen, welche sich mit Grisetten und vagirendem Frauenvolk abgeben, eben so wie Spieler oder Verschwender, — haben mein Vertrauen nicht!“ Herr Monetoile ging. Edmond hätte in den Boden sinken mögen, als er schweigend die unverdiente Strafpredigt anhören mußte, schon hatte er nach seinem Portfeuille gegriffen, um sich durch Vorzeigung des Bilettes gegen den entehrenden Verdacht zu rechtfertigen, da fiel es ihm ein, daß es vielleicht gar nichts nützen würde, Ippolita's Handschrift und Namen wollte er den Blicken solcher Menschen nicht preis geben. Er weinte, und seine Thränen machten jeden weitern Spott ver-

stummen. Von diesem Augenblick hatte er das Vertrauen seines Chefs verloren, und alle seine Bemühungen es wieder zu erlangen, waren vergebens, er hatte mehre Mal Gelegenheit sich davon zu überzeugen. Seine Mutter war krank geworden, und konnte durch Nähen nichts mehr verdienen, die Zeit war da, in welcher die Miethe zu bezahlen war, Edmond war sehr pünktlich, aber er hatte kein Geld, daher entschloß er sich, seinen Chef um einen Vorschuß zu bitten. Dieser Schritt, den er nie zuvor gethan, ward ihm schwer, aber er war durch die Nothwendigkeit geboten. Noch immer nicht mit sich einig, wie er seine Bitte vortragen sollte, trat er in das Zimmer, und sprach einige unzusammenhängende Worte: Kranke Mutter — Doktor — Auslagen — Wärterin — Miethzins, und rückte endlich mit seiner Bitte heraus.

Mißtrauisch betrachtete ihn der Kaufherr, und antwortete dann mit gemessenem Ton:

„Wer einmal ein ordentlicher selbstständiger Kaufmann werden will, muß sich frühzeitig an das Sparen gewöhnen, und zwischen Soll und Haben stets die genaue Bilanz ziehn. Sie sind immer ausgekommen, Bonnard, so lange Sie keine verdächtigen Liebschaften angefangen und unterhalten haben, — lassen Sie dergleichen Unziemlichkeiten, die zum Ruin führen! Viel Geld in der Hand junger Leute, ist ihr Untergang. Es geht nicht mit einem Vorschuß, denn es wäre nichts anderes, als Ihnen Mittel zur Liederlichkeit in die Hand zu geben. Wie sehr der Commis protestirte und seine Unschuld betheuerte, er bezweckte gar nichts, als daß

er sich immer fester davon überzeugte, daß er ohne die geringste Schuld seiner Seits das Vertrauen des Handelsherrn verloren habe. Herr Monetoile war die Solidität selbst, so sehr er auch Edmond als Comptoiristen liebte, da er seine Geschicklichkeit und Verläßlichkeit kannte, eben so wenig kümmerte er sich um seine übrigen Verhältnisse und sein weiteres Fortkommen. Edmond machte kein Geheimniß aus seiner Lage im Bureau, vor seiner Mutter, sie tröstete ihn, mit dem Gedanken, daß der Chef endlich doch von der Reinheit seines Lebenswandels sich überzeugen, das Unrecht einsehn werde, das er ihm angethan, und gewiß dann Alles aufbieten werde, um ihn dafür schadlos zu halten. Diese Verheißung schien durchaus nicht in Erfüllung gehn zu wollen, denn als Herr Monetoile einst von unbekannter Freundeshand brieflich gewarnt, plötzlich Cassen und Bücher visitirte, kam er auf solche Nachlässigkeiten und Unredlichkeiten, daß er sofort George, Marcell und François entließ, Edmond zwar behielt, „weil er einen Vorschuß verlangt und daher keinen Überfluß an Geld gehabt habe," aber obgleich die Posten der drei Entlassenen alle besser waren, als jener Edmond's, welcher bereits länger als ein Jahr auf eine Beförderung wartete, so mußte er statt dieser den Vorwurf hinnehmen: Leichtsinnige, junge Leute treten muthwillig ihr eigenes Glück mit Füssen, Sie könnten schon längst vorwärts gekommen sein, wenn Sie sich nicht durch die schlechten Beispiele hätten verleiten lassen.

4. Ein Marquis.

Edmond war recht trübsinnig geworden, das Leben hatte für ihn allen Reiz verloren, die Mutter war krank, und er hatte nicht die Mittel, ihr alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, die ihr Leiden gelindert hätten, — die Miethe war er das erstemal in seinem Leben schuldig geblieben, und glaubte, daß dieß ein großer Vorwurf von Seiten seines Chefs werden könnte — im Comptoir hätte er wenig Aussicht, wenig Freude, die Commis und übrigen Beamten waren meistens fremd, jede Annäherung an sie, war ihm zuwider, gerne wäre er in ein anderes Comptoir gegangen, aber seit dem letzten Betrug standen die früheren Diener des Herrn Monetoile in schlechten Credit und die Großhandlungshäuser waren zu behutsam, um sich einer ähnlichen Gefahr auszusetzen. So schleppte sich denn mit freudenloser Thätigkeit der arme Edmond durchs Leben — gerade ging er wieder nachsinnend aus der Kirche Notre Dame de Victoire, seinem liebsten Gotteshaus, in welchem er Trost gesucht, dessen er so bedurfte, denn die Noth zu Hause war auf den höchsten Grad gestiegen, so zwar, daß Edmond gerade entschlossen war, das Theuerste, was er nebst seiner Mutter noch besaß, sein Fortepiano zu verkaufen. Nachdenkend schritt er auf den Börsenplatz zu, und überlegte gerade, ob er nicht aus Liebe zu seiner Mutter, seine alte Hausfrau Marguerite doch heiraten sollte, obgleich sein Herz sich gegen eine solche Verbindung sträubte, bei welcher von

einer Neigung seiner Seits keine Spur war. Die alte, männersüchtige Hausfrau hatte seiner Mutter und selbst ihm sehr oft directe Anträge gemacht, und selbst die sonst so kluge Frau Bonnard meinte: Es wäre Frau Marguerite zwar nicht mehr jung, auch nicht besonders hübsch, aber sie sei doch noch passabel und gut conservirt, obendrein habe sie ein sehr großes Vermögen und keine Verwandten — und Vernunftheiraten seien eben nicht immer unglücklich. Der arme Edmond überlegte dieß, er überlegte auch, daß seines Bleibens in Herrn Monetoile's Hause auch nicht lange mehr sein werde, denn schon war ihm die Existenz in diesem Comptoir fast unerträglich geworden, da sprach er in opferwilliger Resignation: Es wird nichts anderes übrig bleiben, ich werde heute der alten Marguerite meinen Heiratsantrag machen, — meiner Mutter zu Liebe. In demselben Augenblick rollte eine Equipage hinter ihm her, und er hörte den lauten Ruf: Monsieur le Marquis de Ste. Croix! Mechanisch dreht er sich um, sieht wohl eine überaus glänzende Equipage, aber keinen Herrn, der einem Marquis ähnlich gesehn hätte.

Blitzschnell rollte der Wagen einher, und immer tönt der laute Ruf. Der Wagen hält still, gerade auf dem Platze, wo Edmond stand, das Fenster wird herabgelassen, eine reizende, höchst elegant gekleidete Dame, offenbar der höchsten Aristokratie vom reinsten Wasser angehörend, ruft ihm, wie einem alten guten Bekannten zu: Herr Marquis!

Er blickt wieder nach allen Seiten, da war keine

Spur von einem Marquis. Endlich sprang ein reich gallonirter Lakey vom Kutschensitz, trat zu dem Wagen, hörte den Auftrag der Gebieterin, den Hut in der Hand haltend, mit der größten Ehrerbietung, näherte sich hierauf Edmond, und sagte mit einem tiefen Compliment, aber auch mit einen gewissen Augenzwickern, an welchem wohl die schofle Kleidung des schönen Jünglings Schuld sein mochte:

„Herr Marquis! Ihre Excellenz wünschen Sie zu sprechen.“ —

Staunend über eine so merkwürdige Personenverwechslung trat der Arme zu dem offenen Wagenschlag und sah eine sehr schöne Dame von beiläufig 25 Jahren vor sich, die ihm äußerst freundlich entgegenlächelte.

„Ah! mein lieber Marquis, warum lassen Sie sich denn gar nicht mehr in meinem Salon sehn?“

„Excellenz! irren sich gewiß in meiner Person, ich bin kein Marquis, sondern ein armer Comptoirdiener Namens Edmond Bonnard, ich glaube, daß der bloße Anblick, die Betrachtung meiner Garderobe die gnädige Frau von der Wahrheit meiner Worte vollständig überzeugen werde.“

„Hahaha! Herr Marquis, Sie werden mich nicht täuschen, es gibt Incognitos, die man aus gewissen Gründen manchmal annimmt, aber ein Frauenauge läßt sich nicht täuschen.“

„Aber ich schwöre.“ —

„Ei nur nicht wieder einen falschen Eid, Damen gegenüber machen sich die Herrn Cavaliers wenig Gewissen

daraus; ich gebe heute in meinem hôtel eine kleine Abendunterhaltung, und caprizire mich darauf, daß Sie ihr beiwohnen."

„Aber ich protestiere."

„Da nützt kein Protestieren, ich will, daß Sie mir gehorchen, steigen sie sogleich ein, ich befehle es, ich werde Sie von öffentlicher Straße entführen, das ist ein köstliches Abenteuer, wie wird man heute Abend über meinen Einfall lachen." —

„Man könnte nur über meine Dreistigkeit und Dummheit lachen, sich nur auf Kosten meiner Einfalt und meiner Anmassung über mich lustig machen. Ich bitte um die Erlaubniß, Excellenz, meinen Weg fortgehn zu dürfen." —

„Nein! nein! nein! und absolut nein! Ich will auch einmal meinen Willen haben, ich vertrage keinen Widerspruch, dazu bin ich viel zu viel Engländerin. Steigen Sie ein!"

„Sie befehlen Excellenz, ich gehorche!"

„Gut!" sprach die reizende Dame, „aber Sie sind Staatsgefangener Hr. Marquis. Sie müssen mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie keinen Fluchtversuch machen werden."

Edmond, welcher wie auf Nadeln saß, gab in äußerster Verlegenheit das Wort, bemerkte aber sehr schüchtern, daß seine Toilette in einem so entsetzlichen Zustande sei, daß er es nicht wagen würde, sich in dieser Fassung auf einem öffentlichen Vergnügungsort zu zeigen, geschweige denn, in einem Salon, der nach der Gebieterin zu urtheilen, ein höchst glänzender sein müsse.

„Lassen Sie nur mich sorgen, lieber Marquis, für Gefangene sorgt derjenige, der sie zur Haft gebracht. Halt!“ Sie zog an der Schnur, die Equipage hielt, der Lakey öffnete den Wagenschlag und hob die Dame heraus, leichten Schrittes trat sie in einen der prächtigsten Juwelenladen des Boulevards, und kehrte bald wieder zurück. Als sie wieder ihren Sitz eingenommen hatte, reichte sie lächelnd dem verblüfften und hocherröthenden Edmond, der ihr gegenüber saß, einige Etuis mit der graziösesten Miene und mit folgenden Worten:

„Herr Marquis, ich habe, daß Sie Ihre Toilette nicht immer zum Vorwand nehmen können, Ihnen hier einige Artikel mitgebracht, hier Uhr und Kette, — nun, — hängen Sie sie doch um, hier eine Brillantnadel für die Cravatte, hier einige werthlose Ringe, hier ein Portmonai — hahaha, der Spaß ist köstlich!“

Umsonst deprezirte der junge Bonnard, umsonst betheuerte er nochmals, daß er nur ein armer Commis sei, vergeblich beschwor er die Dame seiner Armuth nicht zu spotten, ihn nicht durch Geschenke in Verlegenheit zu bringen, welche anzunehmen er nicht das entfernteste Recht hätte, alle Vorstellungen schienen der eben so launenhaften als schönen Engländerin umsonst gemacht zu sein.

„Aber Madame!“ rief nochmals der höchst verlegene Edmond, der sich kaum traute der Lady ins herrliche Antlitz zu schauen, „der Glanz dieser Juwelen wird die Armseligkeit meiner Kleidung nur noch mehr vergrößern.“

„O Marquis! wie köstlich und entzückend spielen Sie naive Rollen, Sie wollen mich wohl vergessen

machen, daß wir in Paris sind, und daß hier Alles möglich sei?" sprach sie lächelnd, „ich versichere, Sie werden heute wieder glänzen, wieder Eroberungen machen wie gewöhnlich. — Sieh da! mein hôtel." Der Wagen hielt, ein Portier zog die Glocke, mehrere Diener beugten sich tief, und schielten neugierig nach dem seltsamen Fremdling, der wie zur Schlachtbank ging.

„Jean! geleite meinen Freund, den Herrn Marquis St. Croix in die Gastapartements, Du bist dem Monsieur zur Dienstleistung zugetheilt, und erfüllst pünktlich jeden seiner Befehle. Martin, schicke den Haushofmeister zu dem Herrn Marquis, welcher ihm Aufträge zu geben hat, wegen seiner Toilette" so rief sie und schwebte rechts die Stiegen hinan, während er träumend links von dem Diener hinauf geleitet ward.

Kaum war Edmond in das reiche Apartement eingetreten, als Herr Noel, der mâitre d' hôtel seine Aufwartung machte, und sich des Marquis Befehle ausbat. „Die Lady" sprach er, „hat mir gnädigst mitgetheilt, daß der Herr Marquis incognito durch die Straßen von Paris promenirten, und von Hochdieselben zur heutigen Soirée eingeladen wurden. Dieselben wünschen einen completen Salonanzug — Jean! Du hast in dieser Beziehung ein gutes Auge, und verstehst Dich auf die Kunst. Laß ein Cabriolet einspannen, fahre zu dem Marchand tailleur beim Profeten, entwirf ein genaues Bild vom Herrn Marquis, und vergiß auf gar keinen Artikel, ich werde unterdessen die Ehre haben dem Herrn Marquis Gesellschaft zu leisten." Jean nahm flüchtig mit einem

Faden Maß und ging. — Ein anderer Diener brachte Erfrischungen herbei, während Jean davonfuhr. Edmond schwebte noch immer zwischen allerlei Gedanken und Gefühlen; endlich kam er zu dem Resultate, daß er der schönen Engländerin zu sehr gefalle, und dieser Gedanke mahnte ihn zur Vorsicht; oder daß sie gerade eine englisch-barokke Idee gefaßt, und einen Abend lang ihn Theater spielen lassen wolle, und in diesem Falle wollte er ihr den Scherz nicht verderben, sich aber gegen jeden etwaigen unhöflichen Scherz männlich wehren.

Er hatte Hunger und aß mit großem Appetit, solche Delikatessen hatte er selten gekostet, und der Médoc war von ausgezeichneter Qualität. Er hätte gerne von dem alten Haushofmeister einige nähere Aufschlüsse über die excentrische Engländerin eingeholt, er fürchtete aber sich selbst zu compromittiren, wie sie, weil ihn doch die Gnädige öffentlich ihren Freund genannt. Er begann also mit Vorsicht:

„Sind Sie schon lange in den Diensten der Excellenz?"

„Wir Alle, die zu dem Etat der Lady gehören, wurden erst vor wenigen Wochen hier in Paris aufgenommen; sie hatte einen alten Engländer als Intendanten mitgenommen, von Irland aus glaube ich, wo ihre meisten Güter liegen müssen, der hatte uns engagirt und starb heute 14 Tage. Die wenigen englischen Diener, selbst die Gesellschaftsdame und die Kammermädchen wurden von Paris aus reich beschenkt in ihre Heimat zurück geschickt, und Alle wurden durch Franzosen ersetzt."

„Mylord führt wohl einen hohen Titel?"

„Mylord! Sie irren sich wohl Herr Marquis, die Gebieterin ist ja verwittwet —"

„Ja! ja! Monsieur Noel, ich weiß, ich habe mich nur versprochen, ich wollte Mylady sagen."

„Unsere Gebieterin ist, glaub' ich, Herzogin, gewiß war ihr Herr Gemahl ein hoher Pair in England; auf den Wagenschlägen und den Knöpfen der Livréen der subalternen Dienerschaft sehen Sie unser herzogliches Wappen. Mylady führt aber diesen Titel nicht, ich weiß nicht was es damit für ein Bewandtniß hat, — vielleicht ist das die Ursache, daß man sie manchmal in Thränen sieht; sie ist sehr mildthätig, aber oft kocht in ihr das aristokratische Geblüt hoch auf; sie kann wohl stolz sein, denn wir sind ungeheuer reich."

„Ist Madame von so hoher Geburt?"

„Sie ist eine spanische Herzogstochter," meinte der Haushofmeister sich aufblasend, „Miß Lidy, ihre frühere Gesellschafterin sagte, sie sei von königlichem Geblüt."

In diesem Augenblicke trat Jean mit einem sehr zierlichen Herrn herein, es war der Bekleidungskünstler, der sich sehr höflich verneigte.

„Excellenz! Monsieur Jean ist ein combinirendes Genie, er hat ein Bild von Euer Hoheit entworfen, welches meinem Freunde Horace-Vernet Ehre machen würde; Jolinet porträtirt nicht so gut als Jean. Sehen Sie gefälligst diesen Frack an, die Frackidee in ihrem höchsten Schwung, in der glänzendsten Form eines genialen Gedankens zur Vollendung ausgeführt, die

Idee habe ich in einem Augenblick höherer Begeisterung gefaßt, es herrscht eine Harmonie, ein Enthusiasmus in dieser Frackidee, die das scheinbar Unerreichbare möglich gemacht hat. Betrachten Sie dieses Gilet, es ist ein Künstlergedanke plastisch realisirt, hier ist keine Association, alles nur Natur, erhabene Schwärmerei, — aus diesem Gilet spricht angeborne Noblesse und Eleganz — nur ein französischer Cavalier kann mit Würde dieses Gilet tragen; diese Inexpressibles (Pantalons) sind etwas Glorioses —, Excellenz! in diesen Kleidungsstücken, diesem zweiten Menschen ist namenlos viel Poesie, ich bin Poet. E. Excellenz, die Gedichte in den Zeitungen, welche den Glanz meiner unsterblichen Firma verewigen sollen, sind von Ihrem unterthänigsten Diener verfaßt. Ich bin auch Prophet, Excellenz! mein Schild ist zum Propheten, ich schwärmte ein wenig, und meine Divinationsgabe sagte mir: Ein steinreicher Marquis, der intime Freund der Herzogin Livingston, der incognito auf Abentheuer in Paris ausgeht, hat wohl viel Geld, seltene Pretiosen, aber fast nie eine feine Kleidung und Wäsche —, denn es gibt kleine Bürgerstöchter, die sehr prüde gegen Cavaliers, aber — Ich bitte um Vergebung, Excellenz, aber ich habe von meiner Nachbarin Madame Joyeuse gestickte Wäsche mitgebracht, und von Monsieur Druet einige Paar tadelloser Lackés."

Edmond lachte herzlich über den Schneider, der wie Alle seines Metiers, die sich auf eine „erhabenere" Stufe geschwungen, einen Streich hatte; er kleidete sich mit Hülfe Johanns und des Marchands an, nachdem

ersterer ihn rasirt, und später auch frisirt hatte; er nahm Uhr, Kette, Nadel, Ringe, sein Portmonnai, und stellte sich dann zu dem mannshohen Trumeaurspiegel; er mußte sich selbst gestehen, daß er im hohen Grade liebenswürdig aussah, und die schmeichelhaftesten Artigkeiten aller Übrigen bestätigten die Aussage des Spiegels. Er öffnete das Portmonnai, und fand zu seinem Erstaunen zwei Noten zu 500 Francs; er reichte eine dem Schneider, dieser nahm aber durchaus kein Geld an, bat um Fortsetzung des Vertrauens, und um eine gnädige Visite, damit der Herr Marquis die Gelegenheit habe, das Atelier seiner Kunst in allen Details zu betrachten.

In diesem Augenblick trat ein Diener in Gallalivrée herein, und meldete, Seiner Gnaden der Herr Marquis wolle belieben sich der Excellenz jetzt zu präsentiren, welche ihn erwarte.

5. Die Soirée.

Es waren bereits einige Gäste in dem Salon, die Lady war noch nicht erschienen. Als Edmond hereintrat erröthete sie sichtlich und war einen Augenblick verlegen, bald jedoch hatte sie sich wieder gesammelt, und sprach mit größter Ruhe. Edmond glaubte zu ahnen was in dem Geiste, vielleicht auch im Herzen der schönen Engländerin vorging; sie hatte ihn auf der Straße bemerkt, seine Eitelkeit sagte ihm, daß ihr Kennerblick in ihm einen sehr hübschen, schlanken jungen Mann gesehen, der eine gewisse angeborne Noblesse habe, und sich gar herrlich ausnehmen müßte, wenn

er in jener eleganten Toilette erscheinen würde, die geeignet ist, selbst einen minder schönen Mann als Edmond zu einem Adonis zu machen. Kleider machen Leute! richtig! Kleider machen Gefühle! Kleider machen Charaktere!

Wie liebenswürdig sind manche Menschen oft im Wirthshausrock, wie vornehm, dumm stolz im Staatsfrack; wie geistreich im Salonquäcker, wie unausstehlich dumm, launenhaft und massiv im Schlafrock, bei welchem, wie man sagt, die Gemüthlichkeit anfängt, und die Größe aufhört. Der schüchterne Edmond hatte mit seinem abgeschabten Commisrocke auch sein linkisches Benehmen, seine beständige Verlegenheit —, kurz das Gefolge der Armuth abgelegt; er trat mit jener Sicherheit und jenem Muth auf, welche denjenigen, der Geld im Sacke hat, charakterisiren. Edmonds Eitelkeit gefiel sich in der Rolle, die er spielte; er trat höchst artig vor die Lady, küßte äußerst zierlich die dargereichte Hand, und sagte leise:

„Excellenz haben befohlen, daß ich heute Abends der Marquis von St. Croix sei —, wohlan, ich gehorche Ihren Befehlen.“

Die Lady schien recht vergnügt, ja sie schien entzückt von seinem Benehmen, sie befahl der Dienerschaft sich bereit zu halten, und trat endlich in den Salon, begleitet allein von ihrer Gesellschaftsdame; Edmond mußte, verabredeter Massen, um ein Aufsehen zu machen, einige Augenblicke später bei einem andern Eingang in das Empfangszimmer eintreten. Der Bediente meldete:

„Monsieur le marquis de St. Croix!“

Aller Augen waren in diesem Momente auf den neuen unbekannten Gast gerichtet, Herren und Damen hatten ihre Augen bewaffnet, um den neuen Ankömmling genau zu betrachten. Er wiederholte mit vollendeter Legerté und Elegance die alberne Ceremonie des Handkußes, und die Lady stellte ihn der fast durchaus hocharistokratischen Versammlung mit der sehr schmeichelhaften, und wie die Herren meinten, sehr bezeichnenden Bemerkung vor:

„Ein intimer Freund meines Hauses."

„Soll das wohl heißen: Mein intimer Hausfreund?" witzelten einige fade Gecken. Immerhin, es ist ein neues Gestirn aufgegangen am aristokratischen Firmament, der Neid selbst mußte gestehn, daß seine Toilette und seine Tournure völlig tadellos sei, reich war er gewiß, — daher huldigten ihm alle Dandys, alle Lions.

Die Sensation, die er in der Damenwelt machte, war noch bei weitem größer, Mütter und Töchter machten ihre Kalender, aber die Gedanken hatten die gemeinschaftliche Tendenz: Den reichen, bildhübschen Aristokraten zu ködern, und aus den Netzen der Engländerin fortzulocken.

Selbst die alten Herren, welche ein französischer Feuilletonist die Stiefelzieher der Unterhaltung nennt, fanden an dem „Marquis" ihr Wohlgefallen, stach doch sein Benehmen von jenem der vielen Salonfratzen und Geckenelegants so vortheilhaft ab, er war weder anmassend noch vorlaut, er prahlte nicht damit, daß er alle Wissenschaften aus dem Fundamente erschöpft habe,

wenn er auch etwas wußte, er sprach nicht blos vom Theater, von Hunden, Pferden, Jagden, Liebesabenteuern und Hazardspielen, ja dieses Weltwunder der Salons schien, obgleich reich und schön, sogar bescheiden zu sein, und den Damen gegenüber weder eine frech herausfordernde noch unverschämt siegreiche Miene anzunehmen — kurz er war ein Unicum, ein vorsündfluthlicher Elegant. Kein Wunder, daß Alles nach ihm die Angeln auswarf, — aber in der That, ein Stück von einem, daß die Lady die Huldigungen, die man ihm erwies, mit so außerordentlicher Gutmüthigkeit hinnahm. In so hoher Gesellschaft war Edmond noch nie gewesen, und ein ächtes Kennerauge hätte leicht bemerkt, daß er sich weder ganz frei noch ganz natürlich in diesen noblen Cerkeln bewege, daß ihm die feine Leichtigkeit fehle, sich auf den Parquetten eben so wie auf der Promenade zu bewegen, aber was man an einem Menschen, den man nicht leiden kann, Plumpheit und Mangel an Salonbildung nennt, findet man an einem Andern, den man bewundert, äußerst liebenswürdig, und nennt es originell. So dachten alle Damen, selbst dann noch, als sie sich genügend überzeugt haben konnten, daß er den „Geist der höheren Kammertänze" nicht erfaßt habe: dafür sprach er über Musik mit hinreißender Begeisterung und mit staunenswerther Bekanntschaft mit den Meisterwerken derselben, er unterhielt die Herren, die von Börsenspeculationen redeten, mit seiner, selbst die Details erschöpfenden Kenntniß, daß selbst der Graf Valbre's sich äußerte, ein so gründlich gebildeter

junger Mann sei ihm in den Kreisen der Aristokratie nicht vorgekommen. Er wollte Visitenkarten mit dem Marquis austauschen, welcher natürlicher Weise keine hatte, — das ist der stolze Graf, dachte Edmond, der, wenn er bei meinem Chef seine Renten hebt, mir noch nie gedankt hat, wenn ich ihn grüßte, und mich stets mit Rohheit behandelte, wenn ich ihm meine Aufwartung machte, um ihm Papiere im Auftrage meines Herrn zu bringen, o Kleider! o Kleider! o Thoren! o Thoren! Edmond hatte im Verlauf von weniger als einer Stunde, mehr als ein Dutzend Visitkarten, Einladungen zu Bällen und Soiréen bekommen, es war ihm so wohl in dieser aristokratischen Atmosphäre, daß er auf seine bedrängte Lage, ja selbst auf seine Mutter vergaß. Das Vergnügen des Tanzes wechselte mit Gesanges- und Pianovorträgen, und die Baronin Chatillon, eine Witwe, die selbst als Mädchen für sehr jung gegolten hätte, und die sich am meisten mit dem Marquis beschäftigte, hatte den guten Einfall zu sagen: Ein Cavalier, der mit solchem Enthusiasmus von der Musik, und so begeistert von der classischen Musikliteratur rede, könne weder bloßer Dilettant, noch auch bloßer Theoretiker sein. Ihre Ansicht ward von allen Anwesenden getheilt, und den vereinten Bitten nachgebend, saß Edmond bald bei dem herrlichen Conzertflügel. Er hätte nicht den Muth gehabt, sich vor solch' einer Versammlung hören zu lassen, wenn nicht seine Leidenschaft für die Musik durch einige Gläser Champagner, die er beim Souper getrunken, noch mehr

angefeuert, und die Begierde in ihm rege geworden wäre, das herrliche, kostbare Instrument zu berühren. „Er sitzt da, wie die Pythia auf dem Dreifuß," spöttelte ein Stutzer, gegen welchen seine Flamme „die Dame seines Herzens", heute so entsetzlich kalt war. Edmond sah schwärmerisch aus, sein schönes, großes, blaues Auge schwamm, wie die Dichter sagen könnten, in Poesie. Plötzlich faßte ihn ein Gedanke, — für ihn verschwand jetzt die ganze Welt, für ihn war kein Salon da, er träumte sich im Augenblick — allein. Lautlose Stille, achtungsvolles Schweigen, das ihn umgab, begünstigte diese Täuschungen, — es klingen die Mollakkorde so wehmüthig wie auf einer Äolsharfe, schmelzend durchwindet sich in dem Akkordenkreis eine einfache, darum doppelt schöne und ergreifende Melodie, das war eine Liebesklage, ein Turteltaubengirren; es war offenbar, Edmond, seiner Beschäftigung im Comptoir wegen mehrerer Sprachen mächtig, sang sein Liedchen mit schmelzender Stimme, die aus dem Herzen tönte, in der weichen italienischen Sangessprache, es war eine Chançonette an Ippolita! Er hatte beendigt, noch klangen die Töne nach, da erhob sich ein Beifallssturm, und mannigfach waren die Äußerungen der Bewunderung.

„Marquis! ich gratuliere!" rief Graf Balbre's, „Sie tragen ein enormes Capital in Ihrer Nachtigallenkehle, Sie sind ja ein Roger in seiner besten Zeit, um nicht Italiener nennen zu müssen." „Mama," lispelte ein junges, naives Fräulein, „den Herrn Marquis möchte ich küssen, wenn es anständig und nicht so viel Welt hier versammelt wäre!"

„Ach wär ich Ippolita!“ seufzte die Baronin Chatillon, da sie aber die Lady hinter sich stehen sah, erschrack sie und bat tausendmal um Entschuldigung.

„Beruhigen Sie sich, theure Freundin! auch mich hat er tief gerührt durch sein herrliches Lied“ entgegnete die Engländerin mächtig bewegt.

„Der Teufelsmarquis singt uns aus dem Felde, Louis,“ wisperte, witzig sein wollend, aber entrüstet über Edmonds Triumpf, ein junger Gesandschaftsattaché dem andern zu, „von Morgen an nehme ich Gesangsstunden und solfeggire wenigstens den halben Vormittag. Mille dieu, ist das eine blasirte Welt, die sich durch so ein weinerliches Krähen rühren läßt. Ich habe an mir keine sonderliche Rührnng gefühlt bei dem jämmerlichen Gewinsel nach Ippolita.“

Edmond, der als Sänger Furore gemacht, reussirte auch als Pianist; er improvisirte Ein Stück Menschenleben, eine Piece, in welcher manche Anklänge an das Ippolitalied erinnerten, so zwar, daß die jungen Herren mit eben so viel Befriedigung, als die Damen mit Mißvergnügen bemerkten, daß der Marquis, der Held des Tages, bereits sein Herz vergeben habe. Die Stunde des Abschiednehmens hatte geschlagen, man sagte sich allseitig eine Masse nichtssagender Complimente, und wiederholte seine Einladungen. Keiner der Gäste weiblichen Geschlechtes unterließ, sich heute besonders zu bedanken, sowohl für das außerordentliche Vergnügen, als auch für die dargebotene Gelegenheit, mit dem Marquis, diesem Solitär der Gesellschaft, bekannt geworden zu sein.

Er selbst war einer der letzten Gäste, die sich entfernten, die Lady war in eine Fensterbrüstung getreten. Edmond folgte ihr dahin, denn sie schien ihn hiezu aufzumuntern.

„Excellenz! Sie sehen einen Schauspieler vor sich, der auf Ihren Befehl seine Rolle —, aber zum ersten und letzten Male gespielt; jetzt ist es nothwendig, daß ich den Marquis auch in der Toilette ablege, und ihn mit dem armen Commis vertausche, der sich heute einmal königlich unterhalten hat."

„Sie haben Ihre Rolle so natürlich gespielt, daß die schmale Linie zwischen Kunst und Natur ganz durch Ihre Meisterschaft und Ihr Talent verschwand. Sie sehen daß Niemand ungetäuscht blieb — es war eine köstliche englische Marotte, eine Laune von mir, die mich enorm amüsirte. Sie werden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir erlauben, Ihnen den äußerlichen Marquis als kleines Honorar für Ihre vortreffliche Gastrolle anzubieten; Sie können mir meinen Wunsch nur dann abschlagen, wenn Sie den Willen haben, mich absichtlich zu beleidigen. Aber im Ernst gesprochen — ich interessire mich für Sie, und möchte Ihr Glück begründen. Mein Ruf und Ihre Ehre gestatten es mir nicht, daß ich Ihnen heute noch in meinem Hotel Gastfreundschaft anbiete. Ich verlange Ihr Ehrenwort, daß Sie mich morgen besuchen und bei mir speisen wollen, ich werde wenige Gäste haben. In welchem Comptoir arbeiten Sie?"

„Excellenz bei Maurice Monetoile!"

„Monetoile? Ich habe Wechselbriefe, die ich bei ihm morgen escomptiren lasse. Ihr Name?"

„Edmond Bonnard, ich bin noch immer blos Copist und Übersetzer; ich habe nur einem unbegründeten Verdacht, einem glücklichen oder unglücklichen Zufall, meine Zurücksetzung zuzuschreiben."

„Sie sprechen in Räthseln, darf man auch die Lösung wissen?"

„Sie ist mein Geheimniß."

„In die Heiligthümer des Herzens darf man nicht eindringen" sprach die Lady etwas verletzt, „doch sehen Sie, man beobachtet uns. Morgen auf Wiedersehen!"

„Herr Marquis von St. Croix, die Equipage ist vorgefahren."

Edmond saß bald im Wagen, stieg auf dem Börsenplatze ab, um sein Geheimniß nicht zu verrathen und eilte nach Hause.

6. Prosa.

Es war lange schon Mitternacht vorüber, als Edmond in das Zimmer stürzte; die Mutter hatte, trotz ihrer Kränklichkeit, doch die Ankunft des Sohnes erwartet, und je länger sich dieselbe verzog, um so größer ward ihre Besorgniß, ob ihm nicht etwa ein Unfall zugestoßen sei. Plötzlich trat er ein, in seiner höchst eleganter Salontoilette, daß es selbst der Mutter schwer ward, ihn zu erkennen.

„Wo bleibst Du denn heute so ungewöhnlich lange, Edmond; Du hast mir viel Kummer gemacht!!"

„Ich war bei der Soirée einer englischen Herzogin; sie brauchte einen Marquis von St. Croix, als solcher

habe ich debutirt und zwar mit größtem Glück. Da, Mutter, sind Visitkarten, die mir bei den höchsten Aristokraten die Häuser und Salons öffnen."

„Wie soll ich das Alles verstehen?" sprach staunend Madame Bonnard, und mit großer Verwunderung die kostbaren Pretiosen betrachtend, welche Edmond beim Auskleiden auf das Arbeitstischchen legte. Der junge Mann, noch trunken von Entzücken über die bezaubernden Reize und Genüsse des jüngst verflossenen Abends, war kaum im Stande im Zusammenhange zu erzählen, was wir gerade mitgetheilt, aber die kluge Frau wußte, wenigstens ihrer Ansicht nach, die Lücken seiner Erzählung genau auszufüllen. Die Idee, welche sie sich von der englischen Herzogin entworfen, war für diese keineswegs schmeichelhaft, und ihre Ansichten waren hierüber so schroff und so entschieden, daß es für Edmond eine Unmöglichkeit war, sie auf andere Gedanken zu bringen.

„Kurz" sagte sie entschlossen, „Du kennst die Frauen, und besonders diese genuß- und abentheuersüchtigen Engländerinnen noch zu wenig; laß hierüber Andere urtheilen, die mehr Erfahrung haben; Du bist zu sehr berückt, als daß Du selbst Dir eine Richtschnur für Deine Handlungsweise ziehen könntest, wie sie allein die Ehre Deines Namens und Charakters entspricht. Es war ein elender Scherz, den sich übermüthiger Reichthum mit der Armuth erlaubt hat, oder es war noch etwas Ärgeres. Du bist jung und hübsch Edmond, und scheinst der Engländerin zu gefallen; reiche hohe Damen

gefallen sich manchmal darin eine bürgerliche Canaille zu ihrem kurzweiligen Spielzeug zu wählen, und werfen sie mit Verachtung von sich, wenn ihre Laune verflogen ist. Eine solche ehrenvolle Rolle sollst Du bei dieser englischen Coquette spielen; das herzlose Weib würde es Dir aber eben so machen, wie vielen Andern vor Dir. Du mußt die ersten Ringe brechen, aus welchen man Dir eine Sklavenkette schmiedet; Du mußt die Geschenke zurückgeben, welche Du so unvorsichtig warst anzunehmen. Die Kleidung wirst du Morgen beim marchand tailleur bezahlen; unsere Hausfrau hat mir ein schönes Anbot auf unser Piano gemacht; ich hole das Geld gleich nach dem Caffee, übrigens bekommst Du heute Deinen Monatgehalt. Die Quittung über bezahlte Kleidung bringst Du mir, und ich trage dann selbst die Pretiosen zu der Lady."

„Auf keinen Fall!" rief Edmond. „Sie sind zu heftig, sind zu gerade; Sie könnten die gute edle Herzogin betrüben, das werde aber ich nicht zulassen; denn Sie werden doch zugeben, daß ich gerade kein Schulkind mehr bin, und daß ich in gewissen Angelegenheiten auch einen richtigen Blick und eine richtige Ansicht haben könne. Ich werde selbst zu ihr gehen, denn Sie haben bei ihr nichts zu thun; ich bin auch kein unmündiger Knabe mehr, der es nothwendig hätte, daß man für ihn das Wort führe. Gott sei Dank, ich kann in meinen eigenen Angelegenheiten selbst das Wort führen, und müßte mich schämen. —"

„Ich habe Dich noch nie so sprechen gehört —, ich glaube die verführerische Engländerin fängt an, bedeutenden Einfluß auf Dich auszuüben. —"

„Liebe Mutter, beruhigen Sie sich, Sie haben gar nichts für meine Ehre zu fürchten, nur lassen Sie um's Himmelswillen davon ab, mich stets am Gängelbande zu führen. Ich werde als Mann von Ehre handeln, und habe nie die Absicht gehabt, die Geschenke zu behalten, die ich unter keinem Vorwand annehmen kann. Gute Nacht."

„Edmond Du wirst heftig, ich habe Dich noch nie so gesehn, es ist mir Dein Abenteuer doppelt unangenehm, weil Madame Jacquard, unsere Hausfrau mir gerade gestern am Abend, sehr schöne Sachen von Dir sagte, und mir im Vertrauen ihre Neigung für Dich mittheilte. Du könntest Dein Glück machen, Edmond."

„Glück! Mutter! Sie scheinen seltsame Ansichten vom Glücke zu haben — es kömmt mir vor als würden Sie mit Gleichgiltigkeit zusehen können, daß ich mich aus Spekulation diesem Drachen in die Arme werfe —!"

„Diese abscheuliche Hexe von einer Engländerin;" sagte verdrießlich Witwe Bonnard, als sie die Kerze nahm, um in ihr Schlafzimmer zu gehen. Es war der erste Streit, den die gute Frau mit ihrem Sohne gehabt. Edmond aber träumte süß die wenigen Stunden der Ruhe; er war im Traume wirklich der Marquis von St. Croix, und lag zu den Füßen der Herzogin, ihr seine Hand, sein Herz, seinen Reichthum anzubieten — da weckte ihn die Mutter mit der kalten Bemerkung, es

sei Zeit in's Comptoir zu gehen. Ohne ein Wort mehr zu sagen, händigte sie ihm das Geld ein, welches Madame Jacquard für sein Piano gezahlt. Edmond war von einer kleinen Eitelkeit angewandelt; er frisirte sich à la Marquis, und ging mit seiner Salontoilette in's Comptoir, wo er als das achte Weltwunder angestaunt ward. Er antwortete auf keine der vielen Fragen, mit welchen man ihn bestürmte, er saß stumm bei seinem Pult, aber heute konnte er durchaus nichts fertig bringen. Zum Glück kam Herr Monetoile beiläufig um 11 Uhr herein, trat zu seinem Pulte und sagte mit sehr freundlicher Miene:

„Monsieur Bonnard, ich habe Geschäfte für Sie; brechen Sie ihre Arbeit ab, — überhaupt sollen Sie nicht mehr blos Copist sein, ich kann Sie besser verwenden, man kann sich manchmal in einem Menschen täuschen. Kommen Sie, lieber Edmond, Sie müssen einige Papiere für die Herzogin von L. saldiren."

„Aha!" meinten die Comptoirdiener, „daher kömmt wohl auch Edmonds Eleganz."

Als Edmond seinem Chef in dessen Cassazimmer gefolgt war, sagte dieser äußerst zuvorkommend:

„Lieber Edmond! die Herzogin scheint sich sehr für Sie zu interessiren, wenigstens schrieb Sie mir einige Zeilen in Ihrem Interesse; Sie schickte diese Werthpapiere zum Incasso mit der ausdrücklichen Willensmeinung, daß Sie persönlich das Geld ihr übergeben; Sie sind heute frei vom Dienste. Hier ist Ihr Gehalt; Sie finden eine Rolle mehr, nehmen Sie die-

Sie von mir zu fordern haben, ich habe Sie gekränkt dadurch, daß ich Ihnen andere Individuen vorgezogen habe, es läßt sich noch Alles wieder gut machen."

Edmond glaubte noch immer zu träumen, als er schon vor der Thüre stand, bald kam er jedoch zur Besinnung, und sein erster Gang war zu dem Schneidergenie, um seine Rechnung zu zahlen. Der Marchand tailleur war über den Besuch entzückt, und rief das „Herr Marquis!" so oft und so laut, daß man es draußen auf dem Boulevard hören mußte. Als Edmond seine Rechnung zahlen wollte, sprang der Kleiderkünstler in die Höhe und rief staunend:

„Welche Accuratesse in dem Haushalt des Herrn Marquis. Schon vor einer Stunde war der Lakai Euer Gnaden hier, und hat meine Quittung mitgenommen, ich wollte kein Geld annehmen, denn das hat Zeit, und die Ehre, dem schönsten Kavalier von Paris die Garderobe liefern zu dürfen, ist allein Hunderttausend Franken werth. Aber die Dienerschaft ist eben so pünktlich wie ihr Herr, ich bitte mein Hauptjournal anzusehen."

„Seine Gnaden, der Herr Marquis von St. Croix — Acquit — Noch haben Hochdieselben einen Paletot bezahlt, der noch nicht geliefert ward, hier ist er, ich bitte ihn anzulegen, er molestirt nicht, denn er ist leicht wie ein Gedanke!"

Unter tausend Bücklingen begleitete der sehr galante Schneiderkünstler den Pseudomarquis zur Thüre, und schrie ihm noch auf der Straße nach:

„Ich bitte mich bald wieder mit gnädigen Aufträgen zu beehren, Herr Marquis von Saint Croix, ich bitte mich der Frau Herzogin gütigst zu empfehlen.“

Über Alles dieses hoffte Edmond Aufklärung von der Engländerin zu erhalten, er ging sogleich in ihr Hotel, da man ihm aber sagte, daß sie gerade Visiten empfangen habe, promenirte er in seinem Staate ein wenig in der Stadt und staunte über die viele Aufmerksamkeit, die man ihm schenkte. Besonders waren es einige Herren und Damen aus der Elite der Gesellschaft, welche sich seiner von der gestrigen Soirée erinnerten, und ihm förmlich die Honneurs machten, ja daß die kleine Baronesse, die am vorigen Abend so gerne Ippolita gewesen wäre, ihre Equipage halten ließ, und den Commis einlud, mit ihr ein wenig spazieren zu fahren. Edmond bewegte sich in der ihm octroyrten Rolle des Marquis nicht ungeniert, hatte sie ihm noch am gestrigen Abend Spaß gemacht, so bereitete sie ihm jetzt tausenderlei Verlegenheiten, da sah er z. B. seinen ehemaligen Kollegen George, der als Pflastertreter herumging, und dessen Toilette ganz zu dieser seiner Beschäftigung paßte. Mit staunenden Blicken sah er den blonden Jüngling an der Seite einer reichen Dame, und rief ihm spottend nach: „Auch Du Brutus? Musterjüngling, Censor! Pflücke die Rosen, ehe sie verblüh'n.“

Edmond kam in Verlegenheit, aber die muntere Dame merkte nichts, die Spazierfahrt dauerte ziemlich lange, verlegen blickte Edmond mehre Mal auf die Uhr. Die Baronin hatte so viel Takt ihn zu fragen, ob

er Geschäfte habe, die ihn hinderten, ihr fernerhin Gesellschaft zu leisten, und bemerkte spitzig, daß sie keineswegs ein Rendezvous verhindern wolle, welches der Herr Marquis anzunehmen beabsichtige, und daß sie eine nur zu gute und aufrichtige Freundin der Herzogin sei, um Jemanden am Gehorsam gegen sie zu hindern. Edmond erröthete.

„Haha!" rief die fröhliche Dame scherzend, „ich bin keine schlechte Prophetin, ja ich will mir sogar jetzt den Spaß machen, bis zum Hotel der Herzogin Sie zu begleiten. Adieu! Viele Küsse an Hortense!"

„Also Hortense," dachte Edmond, als er die breiten Stiegen hinaufeilte.

Die Lady war allein, sie war sehr einfach gekleidet, ihr Auge zeigte von Thränen, von einer durchwachten Nacht, sichtlich war ihre Bewegung, vergeblich ihr Bemühen, es vor Edmond zu verbergen. Der Jüngling war verlegen, er begann sich sofort der Aufträge zu entledigen, mit denen ihn sein Chef betraut, und gab sich dann alle erdenkliche Mühe, seinen Entschluß, die Prätiosen und das Geld zurückzugeben, in schöne Worte zu kleiden. — Die Lady stutzte und hörte mit Erstaunen, daß Edmond hiermit dem ausdrücklichen Befehle seiner Mutter gehorche. Der Verdacht, den die Witwe durch ihre Ansichten gegen die Pläne der Engländerin verrieth, und den Edmond mit aller Delikatesse beschönigte, empörten das Weib, aber sie beruhigte sich, und sagte mit leidender Miene: „Ihre Mutter wird bald anders reden, wenn Sie sich überzeugen wird, daß ich nur die

Absicht habe, Sie glücklich zu machen. Ist Frau Bonnard krank?"

„Nein, Excellenz, krank gerade nicht, aber eine andauernde Augenschwäche hindert sie, ihre Stickereien wie früher fortzusetzen."

„Glauben Sie, daß mir Ihre Mama die Ehre erweisen würde, heute zu mir zum Diner zu kommen, wenn ich Sie einladen ließe?"

„Ich zweifle!"

„Wir werden aber nur zu 3 Couverts, en famille speisen, schreiben Sie ihr — hier, setzen Sie sich an meinen Sekretär." Sie klingelte, ein Diener trat ein. „Jerome! Du nimmst einen Fiacre, bestellst diesen Brief an seine Adresse, und wartest bis die Frau, an die er gerichtet ist, mit Dir in mein Hotel fährt. Verstanden?"

Wie sehr muß Madame Bonnard gestaunt haben, als sie diese ganz unerwartete Einladung erhielt. Anfangs war sie fest entschlossen, sie abzulehnen, endlich aber entschloß sie sich, aus zwei Gründen sie anzunehmen, eines Theils, weil sie sich selbst überzeugen wollte, auf welche Weise die Engländerin ihren Sohn glücklich machen wollte, andern Theils wieder, weil sie sich vornahm, ihr sehr derb die Wahrheit zu sagen, wenn sie in ihren Plänen etwas Unehrenhaftes bemerken würde. Die Witwe putzte sich recht sorgfältig, und es dauerte ziemlich lange, bis sie in das Boudoir der Lady trat. Diese trat ihr mit der herablassendsten Freundlichkeit entgegen, und wie sehr sich die Witwe auch sträubte, sie mußte sich von der — wie sie selbst zugeben mußte —

äußerst liebenswürdigen Dame umarmen lassen. Unter der Dienerschaft war das Gerücht von Jerome ausgestreut worden, die ältliche Frau sei die ehemalige Amme der Herzogin. Das Diner ward servirt, bei dem Confect befahl die Lady der Dienerschaft: „Man lasse uns allein, ich bin für Niemanden zu Hause. Niemand störe uns.“ Als sich die Dienerschaft entfernt hatte, sprach die Herzogin zu ihren Gästen:

„Mein Benehmen muß Ihnen beiden sehr seltsam und abentheuerlich vorgekommen sein, — Madame, Sie haben mich vielleicht sehr bitter beurtheilt, aber die Umstände sprechen nach allem Anscheine so wenig zu meinen Gunsten, daß ich Sie nicht ungerecht nennen kann. Doch hören Sie, was ich Ihnen sagen werde, ohne Zweifel werden Sie günstiger für mich gestimmt werden.

7. Die Erzählung der Herzogin.

„Es ist eine seltsame Erzählung, die Sie hören werden, und sie dauert ziemlich lang. Ich werde Ihnen die Geschichte eines unglücklichen Mädchens erzählen. Trinken Sie ein Glas Malaga, liebe Frau Bonnard, er stärkt den Magen. — Unter den unglücklichen Edelleuten, welche durch trauriges Geschick gezwungen wurden, ihr theures Frankreich zu verlassen, — ihrer Habe beraubt, fast als Bettler über die Gränze zu gehen, befand sich auch Vicomte von Chateaumer, der mit seiner kleinen Familie sich auf die Flucht begab. Er nahm in einem kleinen Städtchen Belgiens seinen

Wohnsitz, und suchte seine Gattin, eine sehr zart erzogene Dame, und sein zehnjähriges Töchterchen durch die Malerkunst zu ernähren. Er hatte es zwar für einen aristokratischen Dilettanten in der Kunst ziemlich weit gebracht, aber zum Broterwerb genügte sie nicht, zum Schildermalen, einem Geschäfte, in welchem er sehr oft Bestellungen erhielt, wollte sich sein Stolz nicht herablassen, und seine andern Leistungen wurden mehr gelobt als bezahlt. Die Gräfin bemühte sich umsonst, durch ihre Anstrengung den Hausstand zu heben, die feinen Arbeiten, die sie bei ihrer aristokratischen Erziehung zum Vergnügen gelernt, wurden in dem Landstädtchen nicht gebraucht, die gewöhnlichen Arbeiten der Haushaltung hatte Gräfin Charlotte nie gelernt, so daß ihre Anstrengung, obzwar für sie ein enormes Opfer, doch den zerrütteten Vermögensverhältnissen der emigrirten gräflichen Familie nicht förderlich, sondern nachtheilig war, indem die Ärmste jede Anstrengung mit einem längeren Krankenlager büßen mußte. Der Vicomte war unermüdlich, seine kleine Tochter lernte bald seine Kunst und half ihm wacker, auch sie war so schwachen Körperbaues, daß sie unmöglich die harten Arbeiten verrichten konnte, obgleich es ihr am besten Willen dazu nicht fehlte. Endlich erlagen Mutter und Tochter ihrer Anstrengung, und nur der thätigen Bemühung der Ärzte gelang es, sie dem Tode zu entreissen. Die menschenfreundlichen Männer unterstützten auf alle erdenkliche Weise den schwerbedrängten Familienvater, und erklärten zu seinem Schrecken, daß nur

durch einen längeren Aufenthalt in Italien das Leben der Mutter und Tochter erhalten werden könnte. Der Verkauf aller noch übrigen Prätiosen, und die großmüthige Unterstützung von Seiten der edlen Ärzte, setzten den Vicomte in den Stand, die Reise nach Italien anzutreten, denn er hing mit Leib und Seele an seinen beiden Lieben. Die kleine, durch das Band innigster Zärtlichkeit umschlungene Familie langte endlich am Comosee, in dessen Nähe sie ihren künftigen Aufenthalt nehmen wollten, an. Ein Freund des Grafen, der von dessen mißlicher Lage Nachricht erhalten hatte, und sich selbst in glücklichern Umständen befand, weil er den größten Theil seines Vermögens gerettet hatte, sicherte ihm für seine eigne Lebenszeit eine kleine Rente zu, — der Name dieses edlen Wohlthäters war Marquis de Sainte Croix! — Unterbrechen Sie mich nicht! Die Gräfin erholte sich nur scheinbar, sie kränkelte fort. Der Vicomte, dem so viel Unrecht in seinem Vaterlande zugefügt worden war, haßte es so sehr, daß er selbst einen italienischen Namen annahm, und eben solche Namen auch seiner Gattin und Tochter gab.

So lebten sie einige Jahre vergessen und wo möglich auch vergessend in ihrem bescheidenen, verhältnißmäßig noch glücklichen Lose, als auf einmal die Rente ausblieb, und für sie die erschütternde Kunde kam, daß der Marquis plötzlich gestorben sei, und daß sein Erbe die Berechtigung, eine Rente zu fordern, unsererseits für gänzlich unbegründet ansehe. — Die Gräfin erlag diesem Schlage, nach 5 Tagen trug man sie auf den Friedhof.

Die Trostlosigkeit des Grafen war gränzenlos, nur wenn er seine heranwachsende Tochter, die künftige Stütze seines Alters anblickte, nur dann hatte das Leben noch einen Reiz für ihn; gerne wäre er gestorben, ihretwegen mußte er leben, um ihr Führer, ihr Schutz zu sein. Italiens herrlicher Himmel, die liebliche Landschaft widerte ihn an, der Gram zerriß seine Seele, wenn er Charlotte's Grab betrachtet. In der Hoffnung seiner Tochter eine bessere Existenz zu begründen, faßte er den Entschluß nach Frankreich zurückzukehren, und dort seine Ansprüche geltend zu machen. Ein harter geiziger Anverwandter in Marseille, der des Grafen Cousine geheirathet hatte und einen sehr einträglichen Posten besaß, sandte ihm das kärgliche Reisegeld, weil er hoffte, es doppelt zurückzuerhalten. Beide hatten sich getäuscht, der Graf ward überall abgewiesen und mit Kerkerstrafe bedroht, wenn er noch fernere Ansprüche machen wollte, und als er seinen Anverwandten in Marseille um eine fernere Unterstützung bat, erhielt er die Antwort: „Er sei ein Starrkopf, habe seinem eigenen Stolz und seinem Eigensinn sein Unglück zu verdanken, sei ein Verschwender, welcher muthwillig das Geld wegwerfe, welches Andere mühsam erwerben, mit einem Worte, er sei ein Mensch, der keiner Unterstützung werth sei, und dürfe daher auch auf keine mehr rechnen.“ Der Graf war tief niedergeschlagen, er sah das Elend unaufhaltsam hereinstürmen, als Maler Benedetto hatte er sich in einem kleinen Wirthshause unweit der Barrière du Trone eingemiethet, und lebte hier ganz un-

bekannt mit seiner siebzehnjährigen Tochter. Aus Noth malte er mit seiner Tochter Alles, was man von ihnen verlangte, nur um sein Leben kümmerlich zu fristen, aber trotz des unglaublichen Fleißes Beider war es ihnen unmöglich schuldenfrei zu bleiben. Ein hartnäckiges Lungenübel machte ihn zu aller Arbeit unfähig, und offenbar war auch schon die Auszehrung hinzugekommen. Die trostlose Lage seiner Tochter gränzte ans Unglaubliche, sie hatte oft nicht Brot, um ihren Hunger zu stillen — plötzlich erlöste Gott den Dulder von seiner elenden Existenz, es war an einem Samstag — da trug man ohne dem mindesten Prunk seine Leiche wie die eines Bettlers auf den Friedhof, nur seine gramgebeugte Tochter folgte dem armseligen Sarge.

Als sie schwankenden Schrittes von der Erfüllung der traurigsten aller Pflichten nach Hause in die kleine Herberge zurückkehrte, fand sie ihr Zimmer verschlossen. Sie verlangte den Schlüssel, man verweigerte ihr denselben mit den rohen Worten: „Der alte Bettler habe so viele Schulden hier für die Miethe gemacht, daß wohl alle Scherben, die er hinterlassen, nicht genügen würden, die Hälfte derselben zu decken.“ Die Waise bat um Gotteswillen um gütiges Mitleid, man sicherte ihr Hilfe zu, aber unter teuflischen Bedingungen. Im Innersten empört stürzte die Waise rath- und planlos hinaus in das Gewoge der Riesenstadt, in welcher sie keinen Freund hatte. Es fiel ihr nicht bei in ihrer an Wahnsinn gränzenden Verwirrung, bei den barmherzigen Schwestern um Schutz zu fleh'n; sie wollte zu ihren harten Verwandten

nach Marseille, aber es gebrach ihr an Reisegeld, ja sie wußte nicht, wo ihre Unschuld ungefährdet diese Nacht zubringen sollte. Ein entsetzlich demüthigender Gedanke fiel ihr ein, — sie entschloß sich zum Betteln. Mit verhülltem Gesichte stand sie zitternd vor Kälte, Angst und Scham unfern der Kirche Notre Dame de Victoire, da kamen mehrere freche junge Leute herbei, insultirten sie, einer riß ihr den Schleier vom jugendlichen Angesicht, da erglühte in Allen ein verzehrendes Feuer der Leidenschaft, schon war die Waise einer Ohnmacht nahe, da kam Gottes Vorsehung in der Gestalt eines Jünglings ihr zu Hilfe.

„Das war mein Sohn! mein eigener Edmond," rief triumphirend die Witwe.

„Ippolita! geliebte Ippolita!" rief schwärmerisch der junge Bonnard, „Herzogin! Eine Gnade! Wo? wo? ist Ippolita! Gutes, armes, bedauerungswürdiges Mädchen, ich trage Dein Billet als Heiligthum schon sechs Jahre auf dem Herzen!"

„Haben Sie sie denn geseh'n?" unterbrach die Lady.

„Nein, Excellenz, aber die schöne weiße Hand, das feurige Auge, das durch den Schleier hindurch leuchtete, die sanfte, zum Herzen sprechende Stimme sagten mir, daß Ippolita sehr schön und edel war, und jene jungen Leute, welche sie zu insultiren wagten, sagten selbst, daß sie durch die Unschuld und Anmuth ihres Angesichtes bezaubert wurden. — Madame! lebt Ippolita noch?"

„Sie scheinen sich für die Unbekannte sehr zu interessiren, Herr Bonnard, überhaupt fangen Sie leicht Feuer an schönen Augen, z. B. der kleinen Baronin.“

Edmond war durch diesen herben Scherz in die größte Verlegenheit gebracht, und stammelte nur zu seiner Entschuldigung:

„Excellenz, ich sympathisiere seit jeher weit mehr mit dem Schmerz, als mit der Freude, — leichter mit dem Unglück als dem Glück.“

Der Lady schien es mit dem Scherzen auch nicht rechter Ernst zu sein, denn beständig trocknete sie ihre Augen. Endlich stand sie rasch auf, öffnete eine verborgene Lade ihres Schreibtisches, und zog ein Päckchen hervor, sie nahm das Papier hinweg, und stellte ein Bild auf den Tisch, mit den Worten: „Kennen Sie dieses Bild?“

Edmond hatte blos einen Blick darauf geworfen, und rief:

„Das ist Ippolita, wie sie in der Rue de Notre Dame de Victoire zitternd die Hand ausstreckte, und mit bebender Stimme um ein Almosen fleht.“

„Und das bist Du, guter Edmond, der Du ein so weiches Herz für Deine armen Nebenmenschen hast,“ sprach ergänzend die Mutter, die sich bereits etwas freier zu bewegen anfing.

„Kennen Sie diesen Ring?“ fragte die Lady mit steigender Rührung.

„Gott! es ist der Ring, den ich Ippolita gegeben.“

„Warum aber sind hier nicht die Anfangsbuchstaben Ihres Namens?"

„Es ist der Siegelring meines seligen Vaters, sein Name war Louis Bonnard."

„Also selbst von diesem theuern Andenken trennten Sie sich, um aus Liebe zu Gott, einer unbekannten Unglücklichen zu helfen? — Ich bin Ippolita.

„Sie? Excellenz?" riefen Mutter und Sohn hoch erstaunt.

„Ja, ich bin es, die als arme Waise des unglücklichen Malers in den Straßen von Paris bettelte — ein einziges Mal in meinem Leben; doch lassen Sie mich meine Erzählung fortsetzen." Beide hörten mit der größten Spannung zu, an Edmond konnte man jedoch leicht bemerken, daß er Ippolita lieber nicht als Herzogin wiedergefunden hätte. Die Lady fuhr fort:

„Herr Bonnard, im ersten Augenblicke meiner Überraschung hatte ich keinen Begriff von der Größe Ihres Geschenkes, erst als ich allein war, und mich ausgeweint, sah ich nach, — ich war im höchsten Grade erstaunt, als ich die Summe sah, denn — Sie verzeihen — nach Ihrer Kleidung, die Sie damals trugen, zu urtheilen, mußte Ihnen offenbar ein so großes Opfer sehr schwer gefallen sein. Ich betete für Sie, denn ich sah in Ihnen, in meinem unbekannten Freunde meinen Retter aus schrecklicher Gefahr, meinen Wohlthäter, meinen sichtbaren Schutzengel. Ich sah mich in den Stand gesetzt, nach Marseille zu meinen einzigen Anverwandten zu reisen, und zögerte keinen Augenblick. Ich schrieb

Ihnen kurz vor meiner Abreise in Eile jenen Zettel. Ich schämte mich meinen Namen Ippolita Comtesse de Chateaumer auszuschreiben, denn mein Adel war tief gedemüthigt durch mein Elend, Ippolita ist jedoch nicht mein Taufname, ich heiße Hortense. Ich erwartete bei meinen kargen Anverwandten keine freundliche Aufnahme, und ich täuschte mich nicht, man betrachtete mich als eine Last, und ließ es mich fühlen. Ich fügte mich willig in alle Launen meiner Anverwandten, ich arbeitete wie eine Magd, aber mein Fleiß und meine Unterwürfigkeit verbesserte keineswegs meine üble Lage. Unerwartet kam meine Erlösung. Ein alter englischer Lord hielt sich mit seiner gemüthskranken Schwester in Marseille längere Zeit auf, und wollte im Frühjahre seine Reisen mit ihr fortsetzen, um sie zu zerstreuen; da starb plötzlich nach sehr kurzer Zeit das Gesellschaftsfräulein der Lady, welche, da sie an das Mädchen sehr gewöhnet war, untröstlich über ihren Verlust ward. Ihr Gemüthszustand verschlimmerte sich offenbar, und machte ihrem Bruder sehr viel Besorgnisse; er befragte meinen Vetter, der mit ihm in mancherlei Beziehung in Verbindung stand, um Rath, wie er den Verlust ersetzen sollte. Dieser sprach sich sehr lobend über mich aus, um sich meiner zu entledigen, ich ward der Lady vorgestellt, und besonders aus dem Grunde augenblicklich von ihr als Gesellschaftsdame angenommen, weil ich vom gräflichen Stamme, und sowohl der Musik als des Malens vollkommen kundig war. Ich begleitete die Geschwister auf ihren Reisen, und gewann

bald deren Liebe und Achtung im höchsten Grade, — nichtsdestoweniger hatte ich unaussprechlich viel zu leiden, denn die Lady hatte Launen, — mein Gott! es gehörte eine Engelsgeduld dazu, sie schweigend zu ertragen. Der Lord begriff das, und sagte mir öfter, ich möge nicht ermüden und nicht ungeduldig werden, seine Schwester habe das beste Herz, und werde gewiß gegen mich dankbar sein. Ich hatte eine unsägliche Plage mit ihr — es dauerte an 4 Jahre, daß ich ihre mannigfaltigen Launen tragen mußte; — da starb sie, und erklärte mich zu meinem größten Erstaunen, sogar zur Überraschung ihres Bruders zur Universalerbin ihres bedeutenden Vermögens, dessen Besitznahme mir von keiner Seite streitig gemacht wurde, da der Lord der einzige Anverwandte der Verstorbenen war. Ich war jetzt auf einmal reich geworden, ich führte nun frei wieder meinen Familiennamen, denn ich war in der Lage, meinem Stande gemäß zu leben. Bei der Theilung des Vermögens mit dem Lord kamen wir auf einzelne Schwierigkeiten, die wir Beide gerne beseitigt zu sehen wünschten, ich hätte gerne auf meine Ansprüche verzichtet, aber der Lord, welcher eben so edel als großmüthig war, und die Dienste, die ich seiner Schwester, die er so sehr liebte, erwiesen, sehr hoch anschlug, wollte durchaus nicht zugeben, daß ich im geringsten verkürzt würde, und um Alles ohne Prozeß durchführen zu können, trug er mir, die ich bei seiner Schwester doch gleichsam im Dienste gestanden, in höchst origineller Weise seine Hand an.

„Fräulein Hortense! Sie werden gewiß nicht wenig erstaunen, daß ich alter Mann Ihnen, einem blühenden Mädchen, einen Heiratsantrag mache. — Ich stehe allein auf der Welt, habe Niemanden, der mein Vermögen erben soll. Sie haben sich um meine Schwester sehr viel Verdienst erworben. Sie haben durch Ihre Engelsgeduld mich zum innigsten Danke verpflichtet. Wie meine verewigte Schwester will auch ich Sie zu meiner Universalerbin ernennen, aber ich habe entfernte Anverwandte in Irland und Schottland, die könnten es versuchen mein Testament stürzen zu wollen, — das wäre unmöglich, wenn Sie meine Gattin werden. Man kann mir keinen Vorwurf machen, denn Sie sind mir ebenbürtig, Sie sind reich, und unsere Verbindung macht langwierige Prozesse, die uns bedrohen, entbehrlich. Übrigens lasse ich Ihnen Ihre unbeschränkte Freiheit, Sie können auf welchem unserer Güter Sie wollen, Ihren Wohnort aufschlagen, Sie können frei thun, was Ihnen beliebt, Sie werden in mir nur den Vater zu betrachten haben, der es gut mit Ihnen meint, und nur den einen Wunsch hat, sein Kind glücklich zu sehen, und einst in dessen Armen ruhig zu sterben!" — Ich zögerte nicht, diesen edlen Antrag anzunehmen, meine früheren Verhältnisse blieben so viel als möglich Geheimniß, und man konnte höchstens aus dem Umstand, daß in unserm Heirathskontrakt nur die Güter der seligen Lady als meine Mitgift benannt wurden, einen Schluß auf meine früheren Vermögensverhältnisse ziehen. Schon seit dem Tode seiner Schwester kränkelte der Lord beständig — er

war durch das Podagra endlich verhindert, das Schloß Yvreß, das wir zuletzt bewohnten, zu verlassen.

Durch zärtliche Pflege erwarb ich mir sein Vertrauen und seine Liebe im höchsten Grade, selbst im Tode segnete er seine Wahl, die er nie bereut hatte — ich habe ihm als Adoptivtochter, die den Namen seiner Gattin führte, gewiß alle Liebe erwiesen, die ihm eine leibliche Tochter nur immer hätte erweisen können; ich habe ihn aufrichtig betrauert. Seine Verwandten haben, wie er vorhergesehen, sein Testament angefochten, und mir sogar den Namen der Familie, wie den Herzogstitel, der dem Majorat angehört, streitig gemacht, erst vor wenigen Tagen erfuhr ich, daß ich den Prozeß vollständig gewonnen habe. Ich verließ England, und eilte nach Paris, um wo möglich meinen Wohlthäter — Sie, Herr Bonnard — zu finden, — Umstände und Rücksichten erlaubten es früher nicht. Ihr Bild war meinem Geiste unverwischbar eingeprägt, und von dem ersten Augenblicke, in welchem ich reich war, lebte in mir die Idee auf, mich meinem Wohlthäter, der mir mehr als das Leben, der mir die Ehre gerettet, dankbar zu beweisen. Aber wie sollte ich ihn finden, hier in dem Gewühl der riesigen Weltstadt? — Ich hatte den Ring heilig bewahrt, aber die zwei Anfangsbuchstaben führten mich bei meinen Nachforschungen, vielleicht selbst bei den Zeitungsannoncen irre, endlich erhörte Gott mein Gebet, ich sah und erkannte Sie auf der Straße, und da ich weder Zeit noch Gelegenheit hatte, Ihnen den Zusammenhang auseinander zu setzen, nahm ich

meine Zuflucht zur List. Mir fiel zufällig der Name des früheren Wohlthäters unserer Familie ein, ich rief Sie bei dem Namen Marquis de St. Croix, und das gab Veranlassung zu der Mystifikation, die so prächtig ausfiel.

Um Ihnen einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben, ernenne ich Sie zu meinem Sekretär und zum Intendanten meines Hauses, — und übergebe Ihnen die Sorge, meine sämmtlichen Güter zu verwalten. — Wir reisen nach England und Irland, um den größten Theil derselben zu verkaufen, und dann im reizenden Italien uns niederzulassen. Natürlicher Weise wird Madame Bonnard uns begleiten als meine erste Vertraute und Freundin. — Das Abentheuer bleibt ein Geheimniß!"

Mit dem Schlusse wollen wir es kurz machen. Frau Bonnard war entzückt, und sagte beim Heimkommen ihrer Hausfrau vor Stolz einige Grobheiten dafür, daß sie in ihrem Alter auf den jungen Oberst-hofmeister einer steinreichen jungen Herzogin ihr Auge zu werfen gewagt, Edmond nahm von Herrn Monetoile etwas hochmüthig Abschied, und versprach ihn zu protegiren; seine früheren Kollegen sah er gar nicht an, dem Dienstpersonale aber schenkte er hundert Franken. Vier Monate nach der Abreise schrieb sich die Gräfin und Herzogin Madame Bonnard, sagte aber lächelnd zu ihrem Bräutigame am Vermählungstage: „Edmond! mein seliger Herr Gemal hat sogar

an Dich gedacht, indem er auf seinem Sterbebette die Bitte an die Regierung richten ließ, daß mein künftiger Gemal seinen Namen und Adel tragen dürfe, indem er der letzte seines Namens war. Hier sind die betreffenden Dokumente!"

So ward Edmond's Wohlthätigkeit gelohnt, was hätte man wohl für eine Geschichte von ihm und seiner jetzigen Gemalin zu erzählen gehabt, wenn er gewesen wäre wie die meisten andern jungen Leute?

Drei Weihnachtsabende

aus dem Leben eines Sängers.

---

1. Jean Michel.

„Jean Michel, Du bist ein glücklicher Bursche," riefen mehrere junge Leute, welche der oben Genannte im Wirthshause tractirte.

„Ja, das bin ich, Kameraden!" entgegnete Jean Michel, „das schönste Mädchen im Orte —"

„Das tugendhafteste!"

„Das reichste!"

„Das klügste," riefen die Burschen, „Margot ist Dein! Jean Michel! Du bist ein glücklicher Kerl."

„Aber wißt nur," bemerkte Raimbaud, „daß eben Jean Michel auch ein Kapitaljunge ist." Die Burschen kannten Jean's Eitelkeit, Lob hörte er für sein Leben gern, und wer ihn lobte, konnte mit Sicherheit auf seine Freundschaft und seinen Geldbeutel rechnen, deshalb sagten sie:

„Unstreitig bist Du in der ganzen Gemeinde der hübscheste Bursche."

„Bist der stärkste, und raufest nie.“

„Bist ein solider Mensch, machst keine Schulden.“

„Bist ein wackerer Kamerad, hilfst wo Du kannst.“

„Bist der beste Tänzer, haben die schönsten Mädchen schon auf Dich die Augen geworfen.“

„Bist aber Deiner Margot immer treu geblieben.“

„Bist auch der beste Sänger, es klingt ja jedes Lied silberhell aus Deiner Brust.“

„Jean! singe uns ein Liedchen, ja, ja singe, der junge Herr Lehrer wird Dich mit der Guitarre begleiten, und wir singen im Chore.“

Jean bestellte noch einige Bouteillen Wein und begann zu singen.

Warum ihn alle Burschen glücklich priesen? Ich will's Euch erzählen. Jean Michel war nicht geboren in Beauvalé, er war auch kein Bauerssohn. Woher er stammte, wußte er eigentlich selbst nicht recht, wie hätten es die Leute wissen sollen. Ältere Leute erinnerten sich wohl, daß einst eine Militärabtheilung durch Beauvalé auf schleunigen Rückzug sich befunden, daß auf einem Wagen ein junges krankes Weib gelegen, welches man der Todesgefahr wegen nicht weiter zu transportiren gewagt. Dieses junge todtkranke Weib wurde sammt ihrem Kinde, das sie von einem französischen Trompeter erbeutet haben soll, im Wirthshause zurückgelassen. Die Fremde starb schon am dritten Tage, und hinterließ der Gemeinde Beauvalé in dem kleinen Schreier, der laut Taufzeugniß Jean Michel hieß, ein eben nicht sehr willkommenes Erbe. Niemand wollte sich des Kindes

annehmen, endlich erbarmte sich ein junger Bauer, der einige Jahre bereits verheirathet, und dessen Ehe kinderlos war.

Baptiste war ein Ehrenmann und die Margot ein Weib, das ihm würdig zur Seite stand: „Hast recht," sagte sie, „man darf die Kinder nicht den Leichtsinn und die Sünden der Eltern entgelten lassen, wir wollen den kleinen Jean Michel nicht verderben lassen, es soll einmal mit Gottes Hilfe etwas Tüchtiges aus ihm werden." Die Alten redeten von der Herkunft Jean Michels nichts, die Jungen wuchsen mit ihm auf, und kümmerten sich um dieselbe nicht, und der Bursche machte den Zieheltern eine außerordentliche Freude durch seine solide Aufführung und sein fleißiges Lernen, denn er war in der Schule und in der Musikstunde immer unter den Ersten vorne an, und wenn er beim hohen Amte auf dem Chore wieder einmal recht frisch und lebendig gesungen, wie eine Lerche, dann pflegte Vater Baptiste zu sagen: „Macht mir der Bursch eine Freude, ich bin ordentlich stolz auf ihn."

Aber Mutter Margot entgegnete dann immer: „Sag's nur dem Jean Michel nicht, denn der ist stolz genug und bildet sich auf sein Können und Wissen etwas zu viel ein, das ist auch der einzige Fehler, den ich an ihm bemerke." Dennoch hatte Vater Baptiste an seinem Ziehsohn eine außerordentliche Freude, 's war auch ein prächtiger Bursch'. Selbst als Gott den frommen Eheleuten das erste Kind, die Margot geschenkt, ward ihre Liebe zu dem Jungen nicht abgekühlt, sie waren ihm

so gut wie früher, ja noch mehr, als sie seine gränzenlose Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit für „sein liebes Schwesterchen" sahen, und wenn Mutter Margot die Kleine dem Jean Michel zum Warten übergeben, konnte sie ruhig sein und ihren anderweitigen Geschäften nachgeh'n. Die Liebe der zwei Geschwister, denn anders wußten sie's nicht, wuchs mit den Jahren, und Vater Baptiste sah es recht gerne, wenn auch Mutter Margot manchmal die Bemerkung machte: „Es thut nicht gut, daß die Kinder so aneinander hängen, wenn die Margot einmal heiratet, und der Schwiegersohn sollt in unsern Hof herein heiraten, so wird er den Jean Michel als Oberknecht nicht leiden, und meiner Ansicht nach wär's besser, Jean Michel möchte sich anderweitig verdingen, deshalb können und werden wir ihm immer noch gut bleiben, und ihn überall unterstützen."

Vater Baptiste pflegte dann nachdenkend ein Liedlein zu pfeifen, und endlich immer zu sagen: „Daraus wird nichts, den Jean Michel kann ich in meiner Wirthschaft nicht entbehren, auf den kann ich mich verlassen, und wenn's einmal für die Margot Zeit wird zum Heiraten, dann können wir's sicher so richten, daß keines von Beiden aus dem Hause kömmt." Die Mutter war zu klug, um diese Worte zu mißdeuten, aber sie gab sich immer das Ansehen, als verstehe sie ihren Sinn nicht, weil sie durchaus andere Absichten mit ihrer Margot hatte; das reichste Mädchen im Orte durfte ja doch nicht das Weib eines Bettelbuben werden, der nicht einmal wußte, wie sich sein Vater geschrieben,

und woher seine Mutter gelaufen war. Um solche Umstände kümmerte sich aber die Liebe nicht; die jungen Leute nannten sich zwar Bruder und Schwester, als sie aber in spätern Jahren recht einsahen, daß sie es nicht waren, liebten sie sich gegenseitig auch auf andere Weise.

Das scharfe Auge der Mutter hatte es zuerst genau bemerkt, sie erhob ein Zettergeschrei, und machte im brennenden Zorne sogleich dem Vater Baptist die entsetzliche Anzeige, daß Jean Michel sich erfrecht habe, die Margot zu küssen, und obendrein recht zärtlich, und daß Margot, alle Zucht und Ehre vergessend, weder davongelaufen, noch nach Recht und Gesetz geschrieen habe, sondern selbst noch sogar den Kuß erwiedert hätte.

Baptiste kratzte sich im Kopfe, und sagte mißmuthig: „Das hab' ich voraussehen können! Welche Katze wird nicht naschen, wenn man sie in die Speisekammer einsperrt? Sei unbesorgt, Mutter, der Jean Michel ist ein durchaus rechtschaffener Bursche, jeder Zoll an ihm, und die Margot, — für die können wir Beide gutstehen, daß die auf Gott und ihre Ehre nicht vergißt. Rufe die beiden Inquisiten herein, ich will ein Verhör und Gericht vornehmen.“ Margot kam feuerroth und bedeckte mit der Schürze die niedergeschlagenen Augen, Jean Michel war wohl verlegen, aber keineswegs in so hohem Grade, als das Mädchen, denn er blickte den Vater ruhig, mit ehrlichem Auge in's Angesicht. Baptiste begann ernst:

„Jean! Die Mutter hat Dich bei mir verklagt,

daß Du es gewagt hast, Margot zu küssen, und dringt darauf, daß Du augenblicklich Haus und Hof verlassest."

„Vater!" entgegnete treuherzig Jean Michel, „Ihr schickt mich in den Tod, wenn Ihr mich aus Eurem Hause jagt. Ihr habt mich Beide schon so sehr verwöhnt durch Eure Liebe, daß ich Euch selbst auch liebe wie meine leiblichen Eltern. Es ist wahr, ich hab' gefehlt, daß ich meine Augen zu Margot erhoben, ich bin ein armer Findling, Margot wird dereinst, — Gott lasse die Zeit noch recht, recht lange nicht kommen, — die Erbin dieses schönen Gehöftes werden, in welchem ich recht glücklich bin, der Oberknecht zu sein. Aber höret Vater, wie es mit dem Kusse war.

Ich habe draußen an der Weinpresse zu thun gehabt, und hab' die Arbeit gerade beendigt. Margot und ich, wir kosteten den Most, und wie ich sie so recht traulich anschaue, so denke ich mir: Kannst sie ja doch auch fragen, ob sie dir gut ist, eine solche Frage wird doch auch keine Sünde sein. Margot! da sag' es selbst, ob es anders war. — Wie ich die Margot so frag', so reicht sie mir die Hand, und sagt': Hab ich denn neulich, als wir um die Linde herumsprangen, einen andern Tänzer gehabt als Dich, und hab' ich etwa auf Jerome, der mir doch einen Maien gesetzt mit so schönen Bändern, einen einzigen Blick geworfen, oder eines von seinen breiten Seidenbändern getragen? — Ich weiß nicht, Jean Michel, ob Du mich so gerne hast, wie ich Dich, Du siehst mir manchmal die Anna Marie, die

mit Dir auf dem Kirchchore singt, zu freundlich und vertraulich an. Ich beruhige Margot mit der Versicherung, daß, weil ich ein passionirter Sänger bin, mich auch jede Musik interessire, und daß ich der Anne Marie noch nie ein gutes Wort gegeben, außer was nöthig war wegen der Musik. Damit war Margot ganz zufrieden und drückte mir recht warm die Hand, daß es mir durch den ganzen Leib geflogen ist, wie Freud und Seligkeit, — da hab' ich denn auch nicht schnell überlegt, was recht wäre und was nicht, und hab' auf ihre rosigen Lippen den ersten rechten Kuß gedrückt, da ist Gott mein Zeuge."

„Und den zweiten," fuhr schüchtern und verschämt Margot fort, auf deren Wangen die Farben beständig wechselten, „hab' ich ihm selbst gegeben, zum Beweis, daß ich ihm eben so gut bin, wie er mir."

„Saubere Geschichten!" rief mit erkünsteltem Ernst Vater Baptiste, „so eine Wirthschaft ist im Hause nicht mehr zu dulden, Margot muß heiraten."

„Dann bitte ich Vater, daß ich morgen mein Bündel schnüren und mit meinem Schmerz in die weite Welt zieh'n kann, ich könnte niemals ohne Groll, vielleicht nicht ohne die schrecklichsten Gedanken den Glücklichen seh'n, der Margot besitzen würde. Gott behüte mich vor blutigen Gedanken, aber ich müßt' entweder ihm oder mir ein Leides anthun, Vater, es ist besser, daß ich gehe!" sagte Jean Michel, und ein Thränenstrom brach aus seinem Auge hervor.

„Fürchte Dich nicht, Jean!" rief Margot mu-

thig und entschlossen, „ich werde nicht heiraten, und Niemand kann mich zwingen, wenn ich nicht will. Wie ich Dir den ersten Kuß gegeben, ist mir's vorgekommen, als sei unsere Liebe für die Ewigkeit besiegelt."

„Nein, gute Margot!" entgegnete der große stämmige Bursche schluchzend, „ich hab' nur mein treues, redliches Herz, das ist Alles, und Du bist reich — laß mich in Gottes Namen in die Welt hinaus zieh'n, und sei glücklich, wenn Du es sein kannst."

„Jean, ich laß nicht von Dir," rief Margot. Der Vater ward gerührt, die Mutter aber meinte:

„Margot! Margot! wie Du thöricht redest, hast denn Du Deinen eigenen Willen? Haben denn die Eltern nicht für ihre gehorsame Tochter den Bräutigam auszusuchen?"

„Aber ich will und werde nicht heiraten, zu meinem Unglück kann kein Mensch mich zwingen."

„Die Mutter aber besteht darauf," versetzte Baptiste.

„Darauf, daß ich unglücklich werde?" fragte muthig das Mädchen, „darauf kann sie nicht besteh'n, und Ihr, Vater, möchtet es auch nicht zulassen, dazu habt Ihr mich viel zu gerne."

„Ich etwa nicht?" fragte hitzig die Alte, will ich vielleicht etwas anderes, als Dein Glück, deshalb —"

„Ja, deshalb besteht die Mutter darauf, daß Du den Jean Michel heiratest, ob Du willst oder nicht," ergänzte lächelnd Vater Baptiste.

„O Goldväterchen! Ob ich will?“ rief außer sich vor Freuden Margot, und hing an seinem Halse. Der Bursche traute seinen Sinnen nicht, erst als der Vater ihm zurief: „Ich hoffe, daß Du uns zwei Alten ein guter Sohn bleiben wirst!“ schwand jede Täuschung, er stürzte auf seine Knie, und weinte wie ein Kind, er vermochte nur die Worte zu stammeln: „Gott ist mein Zeuge, daß es mein höchstes Lebensglück sein wird, meine Herzensmargot und Euch Ihr lieben, guten, großmüthigen Zieheltern glücklich zu machen!“

Selbst die Mutter willigte jetzt in die früher nicht geträumte Verbindung, und küßte die Beiden, der Vater sprach: „In der Faschingszeit ist Euere Hochzeit, Kinder! habet in dieser Zeit Gott stets vor Augen, vergesset nie, daß der Herr überall gegenwärtig ist, und lasset Euch keinen Vorwurf machen! Das gelobet mir!“ — Sie gelobten's Beide, und Jean stürzte mit den Worten zur Thüre hinaus: „Die Freude zersprengt mein Herz, ich muß in's Freie! O Gott, es ist zu viel! O Gott, wie oft habe ich von diesem Glück geträumt, aber für erreichbar hielt ich es nie! Juchheh! Margot! Vater und Mutter sollen leben! Juchheh! Margot ist mein!“

„Stürmt der wilde Bursch hinaus, und macht einen Heidenlärm! Der wird wieder einmal stolz thun,“ meinte die Mutter nicht ohne Vorwurf.

„Laß ihm sein Glück und seinen Jubel, Mutter!“ entgegnete Baptiste besänftigend, „ist ja für ihn jetzt die Jubelzeit des Lebens, die Blüthezeit des Herzens.

Ist es denn uns zweien anders gewesen? Lassen wir der Jugend die unschuldigen Freuden ungetrübt, die uns einst so glücklich gemacht.“ Jean Michel durchlief das ganze Dorf, und posaunte sein Glück aus, das ihm Wenige vergönnten, um das ihn Alle beneideten. Bald hatten sich jüngere und ältere Leute versammelt, die ihn beglückwünschten, und in's Wirthshaus zogen; Vater Baptiste hatte nichts dagegen, denn die Sitte von Beauvalé verlangte, daß der Freier an dem Tage, wo er das Jawort der Eltern seiner Braut erhielt, wenn es bekannt wird, sich zum ersten Male von den ledigen Kameraden loskaufte; ja der Alte ging selbst mit recht behäbiger und zufriedener Miene mit, und sagte zum Nachbar, dem Schmied: „Gevatter! heh! wird das ein Pärchen, ein Zusammenstand!“

Jean sang alle Lieblingslieder seines künftigen Schwiegervaters, besonders die Ruhmeslieder auf den großen Napoleon, den Baptiste wie einen halben Heiligen verehrte. Jean Michel hatte eine vortreffliche Stimme, er sang zum Entzücken schön, und seine Zuhörer jubelten ihm stürmischen Beifall entgegen. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, der alte Schmied hörte nicht einmal, wie ihm das Wirthsmädchen meldete, draußen vor seiner Schmiede stehe ein Wagen, dessen Rad gebrochen sei. Erst als ein Fremder eintrat, und nach dem Meister fragte, wandte er sich um, hörte seine Aufträge und ging

„Bon, bon fanfaridon!“ singend, verdrießlich aus der Schenke.

Der Fremde setzte sich in die Ecke, verlangte seinen Extrawein, und der Wirth recommandirte: „Grüngesiegelten, echtes Burgundergewächs.“ — Der Reisende bemerkte, daß seine Ankunft störend auf die Fröhlichkeit der Gesellschaft eingewirkt, er sprach daher zu den leise Flüsternden: „Liebe Leutchen, es wäre mir leid, wenn ich Eure Freude gestört hätte, habet die Güte nur fortzufahren, ich liebe die Musik außerordentlich, bin selbst ein leidenschaftlicher Musikus, und Musik ist mein Brot. Ich habe eine prächtige Stimme gehört, einen lyrischen und Heldentenor zugleich, der auch nach abgestreifter Blüthe als Spieltenor von enormer Wirksamkeit wäre. Singet, ich bitte Euch, singet, ich will gerne einige Flaschen Extra zu Eurem Vergnügen beitragen, und singe Euch vielleicht endlich noch gar selbst ein Liedchen vor.“

Der freundlichen Einladung folgend, umgaben bald die jungen Leute den Tisch des Fremden, und sangen das komische Liedchen „Jean und Jeannette,“ in welchem der erstere als Rekrut von seinem Liebchen Abschied nimmt, und ihre Besorgniß verscheucht, daß er einst als blutjunger General seine Jeannette nicht mehr kennen werde. Die Naivität, mit welcher Jean die Bagatelle sang, bezauberte den Fremden; er bat, der junge Sänger möchte doch allein ein größeres Lied singen, und Jean willfahrte mit geschmeichelter Eitelkeit sehr gerne dem Begehren, indem er die Romanze: „Die Kreuzfahrer,“ mit hinreißendem Gefühl und herrlicher Stimme sang. Der Fremde hörte erstaunt zu, und murmelte für sich: „Eine Perle! Ein Non plus ultra! Raul, Edgar, Massa-

niello, Cortez, Prophet, Lyonell — Alles in Einer Person, ein Juwel, ein Solitär!“ Plötzlich aber sprang er auf und rief bei der letzten Cadenz wie besessen: „Habe ich recht gehört, war das das hohe C, war's Brust, war's Falsett, junger Mensch, Crösus! kleiner Rothschild, um Gottes Willen, noch einmal das hohe C, es sind gediegene baare Louisd'or in vollen Säcken, die von diesem Brustton abhängen, Meyerbeer, könntest Du ihn hören — Hugenotten erster, dritter, vierter Act!“ —

„So ein hohes C ist ein Goldstück werth?“ rief Jean übermüthig, „solcher Münze hab' ich genug,“ und er stellte sich vor den Fremden hin, und krähete ihm fast ein Dutzendmal das hohe C hintereinander her wie zum Scherz.

„Haltet ein, Ihr Glücklicher, verschwendet nicht die reichen Schätze, die in Eurer Brust und Kehle liegen, vor profanen Ohren! Welch ein Glück Ihr Leute, daß Ihr v— Straßen hier habt, und ich mit meinem Reisewagen auch bald den Arm gebrochen hätte. Wirth! Extrawein für die ganze Gesellschaft, junger Mann, schonet um Himmelswillen diese herrliche Stimme, die Euch in kurzer Zeit zum Kapitalisten machen wird. Setzt Euch her zu mir, Nachtigall, Herzensmännchen, ich hoffe, Ihr werdet einst auf dem Gipfel des Glückes nicht auf den Kapellmeister Bonacini vergessen, und die Titelpartie einer Oper singen, die er für Euch schreiben wird.“

„Der Mensch muß verrückt sein," flüsterte der Erstaunte seinem künftigen Schwiegervater ins Ohr, und folgte mit diesem der Einladung des seltsamen Fremden, welcher sich für ihn außerordentlich zu interessiren schien.

„Lieber Freund," fragte der Fremde, „seid so gut, und nehmet meine Fragen nicht ungütig, ich stelle sie nur in Eurem eigenen Interesse. Wie heißet Ihr?"

„Jean Michel."

„Wie alt?"

„26 Jahre."

„Selbstständig?"

„Noch nicht, aber mein Pflegevater hier, der ehrenwerthe Vater Baptiste, will mich im nächsten Fasching dazu machen, indem er mir seine einzige Tochter Margot zur Ehe gibt."

„Und mit der Margot auch den Hof," fügte Baptiste hinzu, „den großen schönen Hof, gleich rechts der erste, wie Sie nach Beauvalé gefahren sind, Alles bekömmt der Jean Michel."

„So liebt Ihr also Margot recht sehr?"

„Herr, meine Liebe und meine Margot sind mir zu heilige Gegenstände, als daß ich von ihnen auf den Wirthshausbänken reden wollte, aber wenn Sie es wissen wollen, so sag' ich's Ihnen; ich weiß nicht, wie man's anstellen müßte, um noch mehr zu lieben."

Der Fremde runzelte die Stirne, dachte einen Augenblick nach, schien endlich zu einem Entschlusse zu kommen, befahl frischen Wein zu bringen, und seinen Kutscher zu benachrichtigen, daß er ausspannen solle, denn

der Herr werde hier übernachten. Der Fremde ließ sich dann die Guitarre geben, und spielte meisterhaft, er sang auch einige Arien, deren kunstreicher Vortrag besonders den Jean Michel interessirte, denn der Kapellmeister, der nur über einige metallreiche Töne disponiren konnte, wußte mit Virtuosität zu ersetzen, was ihm die Natur versagt, oder was die Zeit abgenützt.

Jean Michel seufzte und sagte: „Ja, das ist Gesang, da fühlt es Unsereiner erst recht, daß er ein Stümper ist!"

„Freund, ich hab's Euch schon gesagt, daß ich Kapellmeister bin, ich bin aber auch zugleich Gesanglehrer, ich habe schon die größten Sänger herangebildet, welche in der Welt Furore machen. Seht, eine schöne Stimme, wie z. B. die Eurige, eine solche Naturstimme ist ein ungeschliffener Diamant, man weiß es, daß es ein Edelstein seltener Art ist, man weiß seinen Werth zu schätzen, aber noch fehlt der Schliff, um die Augen aller Welt auf den Edelstein zu lenken, diesen Schliff gibt der Gesanglehrer. Es versteht sich von selbst, daß Ihr bei mir den Unterricht nehmen müßt, wenn Ihr meinem Rathe folgt, und die Bahn betretet, auf die Euere Silberstimme Euch hinweiset."

Unterdessen war Vater Baptiste nach Hause gegangen zum Vesperbrot, und Jean Michel rückte näher und vertraulicher zu dem Fremden.

„Was für einen Plan hätten Sie denn für mich?" fragte er neugierig.

„Ihr müsset zum Theater geh'n, Jean!

„Zum Theater? Wie so? Sind ja wahres Lumpenzeug die Komödianten, und die Mutter Margot weiß sich noch recht gut zu erinnern, daß sie nicht einmal ehrlich begraben wurden zu ihrer Zeit."

„Ihr irrt Euch, Freund! Nicht unter die Komödianten oder Seiltänzer sollt Ihr geh'n, sondern zur Oper als Sänger. Ein Tenorist, wie Ihr, mit solch einer Stimme, solch einer Gestalt, so viel natürlichem Gefühl, und mit musikalischer Vorbildung muß, wenn er nur noch Schule bekommt, ein enormes Furore machen in der Welt. Die höchsten Herrschaften geizen um die Ehre, ihn in ihren Gesellschaften zu seh'n, deren Krone er ist, Fürstinen und Gräfinen sind seinetwegen eifersüchtig aufeinander, die Zeitungen überströmen von Lobgedichten, er sammelt bei dem splendidesten Leben Reichthümer, denn der höchste Staatsbeamte hat für seine Person keinen so hohen Gehalt, man überhäuft den Glücklichen mit Gold und Ehre, man ladet ihn aus den entferntesten Städten ein, das dortige Theater mit seinen Gastrollen zu beglücken, er verdient in drei Stunden Zeit, in welchen er vielleicht nur eine halbe Stunde singt, mehr Geld, als hier in Beauvalé ein Haus kostet; der berühmte Sänger reiset wie ein Sieger, er triumphirt, wo er erscheint, zu seinen Füßen liegen Herzen und Schätze, seinem Winke gehorcht Alles — er ist mit einem Worte der glücklichste der Menschen. — Jean Michel, habt Ihr nie die Regung des Ehrgeizes in Euch erwachen gefühlt?"

„Teufel!" rief der Bursch den Kapellmeister in der

ersten Aufwallung heftig von sich stoßend, „Teufel, wie kannst Du Geheimnisse in meinem Herzen lesen, die in seiner tiefsten Tiefe begraben sind? Bei Gott, mich hat's schon oft gereut, daß ich nur ein Bauer bin, oft habe ich schon die Neigung in mir erwachen gefühlt, vielen, recht vielen Menschen zu befehlen, eine Rolle zu spielen in der Welt —"

„Werdet Sänger, Jean Michel, folget mir! Gehet zur Oper." —

„Verführer! Ich kann nicht, mich halten hier im Dorfe Pflicht, Dankbarkeit und Liebe!"

„In Paris winket Euch Ehre, Ruhm, Gold und Glanz, Ihr müßt ja deshalb nicht Eurer Liebe entsagen. Jetzt müsset Ihr Margot's Hand annehmen als ein Almosen, nach einem Jahre werdet Ihr mit Eurer Hand Eurer Geliebten eine Gnade anbieten. Jetzt seid Ihr arm, nach einem Jahre habt Ihr mehr Vermögen als Vater Baptiste!"

„Nur ein Jahr? So lange könnte Margot warten, sie ist noch ohnehin zu jung."

„Wart Ihr schon in Paris?"

„Noch nie, aber in 8 Tagen werde ich mit Wein hinfahren."

„Ihr besuchet mich doch?"

„Wenn Sie es erlauben."

„Hier habet Ihr meine Visitkarte. Maestro Giuseppe Bonacini, Kapellmeister nächst dem Palais Royal. — Jeder zeigt Euch meine Wohnung. Ich führe Euch

in die Oper. Thuet dann, was Euch gefällt. Gebt Ihr mir Euer Ehrenwort, daß Ihr gewiß kommt?"

„Sie können sich darauf verlassen!"

„Glücklicher, Jean! Am heutigen Tage ist der Glücksstern Deines Lebens aufgegangen!"

So sprach der Italiener, Jean war entzückt und sang noch ein Liedchen. Zeitlich früh reis'te der Kapellmeister ab. Jean war von diesem Augenblick sichtlich verstimmt, er ging allein im Walde herum, und brütete über seinen ehrgeizigen Träumereien, Baptiste's Fragen und Margot's Liebkosungen konnten ihm sein Geheimniß nicht entlocken. Seine Fröhlichkeit war dahin, und er betrieb mit aller Hast seine Reise nach Paris. — Was dieses Babylon auf ihn schon beim ersten Anblick für einen mächtigen Eindruck machte, will der Erzähler geflissentlich nicht beschreiben, ward ja doch er selbst, der so viel große und herrliche Städte der alten und neuen Welt geseh'n, von diesem Anblick wie niedergedrückt, und es benahm ihm die Atmosphäre dort fast den Athem, wie muß denn erst dem Bauernjungen zu Muthe gewesen sein, als er, der höchstens die kleinen Marktstädtchen der Provinz gesehen, sich in diesem Häusermeere bewegte, als jeder Blick neue Schönheiten, neue Herrlichkeiten, nie geahnten Glanz entdeckte.

Signore Bonacini war sehr leicht zu finden, er war bei Jean's Eintritt freudigst überrascht, und überhäufte den keineswegs blöden Bauernburschen mit allen nur denkbaren Artigkeiten.

„Bravo, Freund! das heißt Wort halten! Ich habe

mit dem Direktor schon gesprochen, er sehnt sich darnach Sie zu sehen und zu hören. Morgen früh werde ich die Ehre haben, Sie ihm vorzustellen. Goldmännchen, sind Sie bei Stimme? Kommen Sie zum Piano! Singen Sie die C-Skala, so, einzig! Singen Sie in Mol! Famos! Solfeggiren Sie in D-dur, hören Sie, das macht man so! Gott, was war das wieder in dieser Cadenz! Nun Cis-dur — Himmelswillen, das war das Cis, das hohe Cis! Lassen Sie sich küssen, Sie erlangen gewiß in kurzer Zeit europäischen Ruf und amerikanisches Geld! — Monsieur Jean! Sie dürfen aber in diesem Costüme nicht zum Direktor geh'n. es werden Leute von Bedeutung dort sein, ich vertrete Vaterstelle an Ihnen, ich werde dafür sorgen, daß Sie eine elegante Kleidung geliehen bekommen für den morgigen Tag, den ersten Tag auf der neuen Lebensbahn, die mit Lorbeern bedeckt ist. — Punkt zehn Uhr erwarte ich Sie. Was werden wir vortragen: La rose jedenfalls, und etwas a vista, da diese Romanze probiren Sie! Göttlich! Hier sehen Sie, bei dem vorgezeichneten Mezza voce, nur mehr Schmelz, mehr Gefühl, etwas Weltschmerz, tiefe Empfindung, und bei diesem Sostenuto ein kleines tremolo, das ist italienische Manier, und nach modernem Geschmack. Heute Abend kommen Sie, wir geh'n in die Oper zusammen, es wird Meyerbeer's unsterbliches Meisterwerk, der Prophet gegeben, ich bin zwar Italiener, aber ich bin gerecht: Es gibt nur einen Meyerbeer, nur einer Hector Berlioz!" — Als Abends Jean den Maestro besuchte, lieh ihm dieser einen ele-

ganten Talmamantel und einen neuen Hut, dann führte er ihn in vieler Leute irdischen Himmel, in's Theater.

Lieber Leser! wenn Du diesen Propheten mit seiner Judenmusik, mit seiner prachtvollen Ausstattung, mit seiner Zaubersonne gehört und gesehen hast, so brauche ich ihn Dir nicht zu beschreiben; und wenn dieß nicht der Fall ist, so laß Dir darüber kein graues Haar wachsen, verloren hast Du gar nichts dabei. — Jean glaubte in einem Feenreiche zu sein, ihm schien Alles Wirklichkeit, und erst, nachdem die Oper längst beendiget war, und als der Jubelsturm des enthusiasmirten Publikums nicht enden wollte, bis der Prophet bereits im schwarzen Frack erschien, als ihm Blumenkränze und Sträuße entgegenflogen, und sein Name von allen Lippen erscholl, — da sah es Jean ein, daß Alles nur ein Spiel gewesen, und er sagte stolz zu seinem Begleiter: „Ich brauche nicht viel zu lernen, so kann ich's so gut wie der, welcher heute so viel Lob geerntet hat. Gott, wäre ich an seiner Stelle, die sollten in Beauvalé eine Freude haben, daß ich ihnen angehöre.“ — Am andern Tage stellte ihn Bonacini dem Direktor vor. Er empfing ihn in einem prachtvollen Salon, in welchem sich mehrere äußerst elegante Herrn und Damen frei bewegten und conversirten. Jean erkannte die Sängerinen, die am gestrigen Abend die Fides und Bertha dargestellt hatten, sie waren heute freilich nicht gar so wunderhübsch, wie gestern, aber immer noch sehr passabel, auch der Prophet von gestern war da und beobachtete den neuen Ankömmling mit sehr scharfen Blicken. Alle Damen

lorgnettirten wie auf ein Kommando nach der Thüre, bei welcher Jean wie angenagelt stand, und nicht wenig erröthete, als er die leise gesprochene Bemerkung hörte: „Gott! was für ein schöner Mann!"

„Guten Morgen, Bonacini!" rief vertraulich der Direktor, eine ansehnliche beleibte Persönlichkeit, „bringen Sie den Wundermann, der mit seinem Tenor ohne Rivalen dasteh'n soll. Mein Kompliment, mein Herr! Sie machen mir sehr viel Vergnügen mit Ihrem freundlichen Besuch. Ich hoffe, daß wir sehr intim mit einander werden, und daß es mir gelingen wird, Ihnen eine höchst beneidenswerthe Carriere zu eröffnen. — Wollten Sie uns nicht eine Probe von Ihrem Gesangstalent zum Besten geben?"

Jean, welchem sein Stolz sagte, daß er ohne allen Zweifel eine viel bessere und kräftigere Stimme habe, als der Prophet, sagte ohne viele Komplimente:

„Ich singe gerne, das weiß der Herr Italiener hier, und ich singe auch gut, und davon können Sie sich sogleich überzeugen."

Die Herren lächelten spöttisch, besonders der Prophet, die Damen rümpften die Näschen über eine gar so naive Repräsentation, aber sie änderten sehr bald ihre Gesinnung, als Jean zu singen anfing. Jeden Augenblick faßte er mehr Muth, und als ihm allgemeiner Beifall gezollt ward, sang er wirklich so schön wie noch nie. Er sang die Romanze, die er den Tag zuvor bei dem Kapellmeister probirt hatte, mit hinreißender Wirkung, und als er das hohe C markig und voll anschlug, ließ

ihn der Direktor nicht weiter singen, sondern rief jubelnd:

„Das hohe C! Sie sind mein, ich will Ihnen glänzende Bedingungen machen!"

„Was habt Ihr denn mit Eurem hohen C, Ihr seid ja darauf erpicht, wie der Satan auf eine Seele!" rief Jean zur Erheiterung Aller. Der erste Tenor war über den Beifall, den „der Bengel" erntete, im höchsten Grade entrüstet, und sagte zu der Primadonna:

„Sehr primitiv in der Schule, die Stimme reines Naturprodukt."

„Richtig! Gediegenes Gold, aber!" flüsterte die Angeredete ihn geflissentlich ärgernd zu. Der Direktor wandte sich auch an den Propheten, und fragte ihn um seine Meinung:

„Die Stimme ist nicht übel, aber vom Vortrag, vom Gefühl ist keine Rede. Ich glaube, daß der Herr schon das Alter überschritten hat, in welchem man üble, triviale Angewöhnungen abzulegen im Stande ist. Übrigens singt der Herr ohne alles Gefühl!" Diese Äußerung des Propheten, der in Jean einen sehr gefährlichen Nebenbuhler fürchtete, verletzte den eitlen Burschen so sehr, daß er zum Ergötzen Aller herausfordernd ausrief:

„Herr! ich hab' Sie gestern singen gehört, Sie haben Ihre Lieder schon Gott weiß wie oft gesungen, ich habe sie gestern zum ersten Male gehört, und ich weiß nicht, ob ich sie nicht eben so gut singe wie Sie. Herr Kapellmeister, haben Sie die Noten da?

Bonacini kam mit dem Klavierauszug des Propheten, Jean suchte sich drei Arien aus, die erste: „Schon sinkt die Sonne — ... bald wird Bertha mein, Bertha, welches Glück!“ — „Herrsch ich nur in Bertha's Herzen,“ und endlich die Abschiedsarie, da der Prophet das Haus der Mutter verläßt. Jean dachte an Margot, an Vater Baptiste, an Beauvalé, er sang mit so viel Empfindung, daß selbst die Theaterleute, die von seinen Verhältnissen nichts wußten, darüber staunten, und ihrer Verwunderung lauten Ausdruck gaben. Alles gratulirte dem glücklichen Direktor, und bewarb sich um Jean's Gunst und Freundschaft. Die Primadonna sagte ihm ungemein viel Artigkeiten, und witzelte über des Propheten finsteres Gesicht: „Mein Sohn, Johann von Leyden, nichts ist natürlicher, als daß der Mond verschwindet, wenn die Sonne aufgeht!“

Jean speis'te und champagnisirte mit dem Kapellmeister beim Direktor, unterzeichnete in seinem Räuschchen einen Kontrakt auf zwei Jahre, nahm mit Freuden 6000 Francs per Jahr als Gage, verpflichtete sich davon 2000 Francs dem Kapellmeister als Honorar für den Gesangsunterricht zu zahlen, begleitete dann wieder seinen Gönner ins Theater, wo ihn der Barbier von Sevilla im höchsten Grade entzückte, und nahm mit größtem Dank 500 Francs als Darangeld vom Direktor, welcher ihn nochmals an die strenge Kontraktsverbindlichkeit erinnerte, daß er bis längstens zum neuen Jahre in Paris eintreffen müsse, widrigenfalls er sich gerichtlichen Proceduren aussetzen würde. Jean tractirte

bis in die späte Nacht „seinen größten Wohlthäter," den Kapellmeister, und reis'te am Morgen, in keineswegs ganz nüchternem Zustande nach Beauvalé.

Vater Baptiste hatte längst schon an Jean Michel eine Unruhe bemerkt, die ihm mißfiel, schon hatte er ihn mehre Male über den Grund derselben examiniren wollen, — scheu war ihm der junge Mensch immer ausgewichen. Margot weinte aus Eifersucht, denn sie vermochte sich seine Schwermuth nur damit zu erklären, daß er verliebt sei, — wahrscheinlich in eine von den schönen Pariserinen, von welcher er beständig fantasirte, die Mutter glaubte den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, wenn sie sagte: „Der Stolz, die Ehrsucht ist es, die an Jean's Herzen nagen, sie haben ihm wegen seiner schönen Stimme in der Stadt den Kopf verrückt, und er will unter die Sänger und Komödiantenleute geh'n!" Die Alte hatte Recht, Jean ward von einem unermeßlichen Ehrgeiz getrieben, längst schon hatte er Regungen desselben empfunden, niemals aber ein Mittel ersinnen können, ihn zu befriedigen, — wie viel es auch war, was Jean in Beauvalé verlassen mußte, er konnte in seiner Ungeduld kaum den Augenblick erwarten, in dem es geschehen sollte. Vater Baptiste schüttelte bedenklich den Kopf, und faßte den festen Entschluß, Jean einmal „ordentlich beichten zu lassen."

Es kam das gemüthlichste aller Jahresfeste, der heilige Weihnachtsabend, in der warmen reinlichen Stube saßen die Vier bei dem reich besetzten Tisch, aber eine

rechte Weihnachtsfreude, wie sie alle guten Menschen empfinden, die keine drückenden Sorgen haben, war an ihnen nicht zu bemerken, Vater Baptiste hämmerte mit dem Messer auf dem zinnernen Teller, Jean blickte mit starrem Auge sinnend vor sich hin und dachte an den Propheten, Margot, das schöne, sonst so muntere Kind, weinte, und die Mutter brummte: „Ich hab's nicht zugeben wollen, aber wir Weiber müssen immer Unrecht haben.“ Endlich ward dem Hausvater das Schweigen, Weinen und Brummen zu arg, er warf das Messer hin und schrie laut auf:

„Ist das ein Weihnachtsabend, wie ich ihn noch nicht erlebt hab'. Jean Michel, jetzt rede einmal frei und treuherzig von der Brust weg, was soll all dieses Träumen, Sinnen und Trachten. Ich glaub' ich hab's um Dich verdient, daß Du mir Dein Vertrauen schenkest.“

„Gewiß, Vater Baptiste! Ich will ja auch vor Euch nichts verheimlichen, — ich hab' Euch's ja schon gesagt. Ich gehe zum Theater, deßhalb habe ich mich die letzte Zeit beständig im Singen geübt.“

„Hol' der T— Dein Theater! Was fällt Dir denn ein unter's Komödiantenvolk zu geh'n, brauchst Du es denn? Was zwingt Dich denn dazu, den Andern einen Narren zu machen? Hast Du etwa hier nicht Dein ehrliches Brot? Hast Du denn nicht ganz närrisch gethan, als ich Dir Margot's Hand zugesichert habe? Ich habe als Vater auch das Recht ein Wörtlein zu reden, und Dich zu fragen: Was mißfällt Dir an meinem Kind, daß Du es auf einmal verlassen willst? Ein ehr-

licher Mann nimmt solche Sachen genau und gewissenhaft."

„Vater!" erwiederte Jean mit mehr Festigkeit, als man ihm in diesem Augenblick hätte zutrauen mögen, „Margot ist und bleibt meinem Herzen immer gleich lieb uud werth, aber höret! Ich bin ein Findling, und hab' kein Vermögen, Euere Tochter, Haus und Hof muß ich aus Gnaden von Euch annehmen, es könnt mir's Jemand einmal vorwerfen, und bei Gott, solch' einen Vorwurf könnt' ich nicht vertragen, es bietet sich mir eine Gelegenheit, leicht viel Geld zu erwerben. Margot ist noch jung, sie wird mir zu Liebe schon zwei Jahre warten, bis ich beladen mit Gold, Ruhm und Ehre sie zum Altare führen kann!"

„Ja! ja! Ruhm und Ehre spucken Dir beständig im Kopf, viel mehr, als einem jungen Bauer recht und anständig ist, — aber an's Gewissen, an die Hauptsache denkest Du gar nicht! Glaubst, daß Du immer so derselbe bleiben wirst, wenn Du zwei Jahre in Paris zubringst, und obendrein unter dem leichtsinnigen Komödiantenvolk. Wirst Du dann noch immer der Margot treu bleiben, wirst Du ihrer werth sein, wird sie Dich auch noch lieben können? Jean, es wäre herz- und gewissenloser Leichtsinn, wenn Du Dein stilles Glück, das Dir in der Heimath blüht, verlassen und eitlen Trugbildern nachjagen wolltest. Es ist schon mancher elend zu Grunde gegangen, der den Irrlichtern der Ehre nachgelaufen ist und über seinen Stand hinaus wollte. — Brauchst Du zum Glücke mehr, als was Du bereits

besitzest und was Dich noch erwartet. Jean! sei kein Thor! Verbanne diese Gedanken, welche Dir die Herzensruhe rauben!"

„Jean!" fügte die Mutter hinzu, „wie ich noch ein junges Mädchen war, da gingen ihrer mehrere junge Dirnen nach Paris in den Dienst. Ich hätt's gar nicht nothwendig gehabt, darnach zu verlangen, denn mein Vater war ein wohlhabender Bauer, aber die Lust Paris zu sehen, ließ mich nicht ruhen, und ich bettelte beständig um die Erlaubniß, die alte Großmutter aber schalt mich ein einfältiges Ding, sie meinte, ein rechtschaffenes Mädchen sei am besten aufgehoben, wenn es an der Seite der Mutter ist. Auch erzählte sie mir folgende Fabel: Ein kleines Fischlein bekam einst die Wanderlust, und bat die Mutter um Erlaubniß, eine Reise machen zu dürfen, um sich in der Welt und im Weltmeer umschauen zu können. Es ließ sich nicht halten, und reis'te fort bis ins weitmächtige Meer, zurück ist es aber nicht mehr gekommen, denn ein großer Fisch der hat's verschlungen! Aber die Mädchen kamen wohl zurück, zwar mit schönen Kleidern angethan, aber im Herzen sah's wüst und elend aus, denn die Unschuld war verdorben, und die Ehre war verloren. Da dankt' ich Gott, daß ich daheim geblieben! Jean, bleib' unser guter Sohn, entsage dieser Windbeutelei der Ehre, bleib' daheim!"

„Lieber Jean! bleib' bei uns! Geh' nicht nach Paris, es ist Dir nicht zum Heile!" flehte Margot.

„Es ist zu spät!" seufzte Jean auf, „ich kann

nicht mehr anders, ich habe den Kontrakt unterschrieben, ich hab' 500 Francs angenommen, ich hab' mein Ehrenwort gegeben — ich muß noch diese Woche nach Paris. Ich hab' mich nicht getraut es Euch früher zu sagen, aber es hilft nichts! Wenn Ihr mich einmal geehret, geachtet, berühmt seht, werdet Ihr nicht eine rechte Freude haben, und wenn ich in diesen zwei Jahren reich und angesehn sein werde, kann mir dann Margot nicht auch nachfolgen nach Paris als mein liebes Weibchen? Können wir dann nicht Alle besser und bequemer leben in Paris, als hier in dem elenden Dorfe?"

„Ach, Jean! ich fürchte, Du wirst nur zu bald auf die arme Margot in diesem elenden Dorf vergessen," sagte das tiefbetrübte Mädchen mit bitterem Vorwurfe, als sich die Thüre öffnete, und Mutter und Tochter einen Fremden, der Vater und Jean aber einen Bekannten hereintreten sah'n, es war der Kapellmeister Bonacini.

„Guten Abend, liebe Leutchen! guten Abend! Ihr bekommt einen unerwarteten Gast," rief er, „nun Monsieur Jean, wie steht's mit der Stimme, wie ist's mit dem hohen C? Der Direktor und die schönen Damen, die Sie bei ihm gesehen, lassen Sie herzlich grüßen. Apropos, Freundchen, Sie haben Eroberungen gemacht. — Ja so!" sagte er sich besinnend und etwas verlegen, „diese liebe Kleine ist wohl Mamsell Margot! Nur nicht zu sehr geweint, wenn wir morgen abreisen, Paris ist ja noch nicht das Ende der Welt!"

„Herr!“ sprach der Vater hitzig, „Sie reden vom Abreisen, wie wenn es abgemachte Sache wäre, ich glaube doch, daß ich als Vater auch ein Wort d'reinzureden habe.“

„Der Kontrakt — das Angeld —“

„Wissen Sie was, Herr Italiener, das Angeld bezahle ich zurück, und mit dem Kontrakt können Sie machen, was Ihnen beliebt, es wird ja doch nicht so sein, als hätt' sich Jean Michel dem Teufel verschrieben?“

„Monsieur Baptiste, Herr Jean hat sein Ehrenwort gegeben, und wer es gut mit ihm meint, der wird seinem Glücke nicht im Wege steh'n!“

„Eitles Geplauder!“ polterte der Alte, „Jean braucht keinen Vormund. — Jetzt sag' Du Deine Meinung und Absicht redlich und klar heraus, so dummes Herumreden am heiligen Abend, 's ist weiß Gott nicht christlich.“

„Vater! Jeder Mensch hat seinen Beruf in der Welt,“ stammelte Jean, „ich glaube, ich habe den Beruf, auf der Welt etwas zu sein und zu gelten. Ich reise Morgen früh mit dem Herrn Bonacini nach Paris.“

„Unwiderruflich?“

„Ja!“

„Gut! Du hast es selbst gewollt — erinnere Dich noch nach Jahren daran, daß Vater Baptiste Dir es dringend widerrathen. Geh' in Gottes Namen! Ich werde Dir Deinen Koffer durch Jaques ins Wirthshaus nachschicken, — ich weiß, daß Du den ganzen Vormittag

eingepackt hast, — wir haben Keines diesen Undank und diese Falschheit um Dich verdient. Herr Kapellmeister, es ist heiliger Abend, wir haben niemals an diesem Tage Gäste gehabt, und auch heuer keine eingeladen. Guten Abend wünsch' ich und recht angenehme Ruhe."

Der Italiener begriff leicht, daß ihm Baptiste gerade kein Kompliment hatte sagen wollen, er ging, und zog den jungen Burschen, dessen Ehrgefühl verletzt war, mit sich fort. Margot mußte geahnt haben, daß der Jüngling im Zorne und ohne Abschied abzureisen gedenke, sie stürzte ihm nach und rief:

„Jean Michel habe stets Gott vor Augen, und vergesse auf Deine arme Margot nicht!"

2. Giovanni Rosetti.

Ein Jahr war fast verflossen, wie schnell verfließt ein Jahr dem Fleißigen und dem Glücklichen! Jean Michel glaubte nicht, daß der Zielpunkt, nach dem er sich so sehr gesehnt, so nahe sei. Wir finden ihn bei dem Kapellmeister, seinem Freunde und Gönner. Ein angehender Sänger sieht in seinem Theaterkapellmeister die erste und wichtigste Person der Welt, denn von der Art, wie er in seiner Laune sein Scepter, seinen Kommando- oder Taktirstab schwingt, hängt oft der Ruhm des Abends, eine Gagenzulage, ein Strahl der Gnadensonne im Gesicht des Theaterdirektors ab. Ob Hildreth in seinem „weißen Sklaven" auch vom Theaterpersonale redet, weiß der Erzähler nicht, denn er hat das Buch noch nicht gelesen, aber einige interessante

Kapitel ließen sich darüber wohl schreiben. Also die meisten Theaterkapellmeister haben Launen, und zwar Launen der mannigfaltigsten Art, aber die Eine Laune, dem Gelde hold zu sein, scheint unter ihnen epidemisch zu sein. Vorerst kommen die Entdeckungsreisen mit ihren prächtigen Episoden — der Kauf der Freiheit und der Kehle einer Person, die sich verpflichtet so und so lange in dem vergoldeten Käfig des Theaters, zu Gunsten des Direktoratssäckels für's Futter zu pfeifen, da bleibt der kapellmeisterliche Wucher selten aus, hat der Singvogel bereits sein Gefieder, so werden ihm einige Schwungfedern ausgerissen, befiedert er sich noch in der Mausezeit, so muß er den Hungrigen mit Versprechungen vertrösten. Auch der Direktor muß für die Acquisition eines Gesangstalentes, für die Entdeckung eines neuen Planeten schwitzen. — Jetzt kommen erst die Singstunden. Wenn Einer auch ein Meistersänger wäre, er kömmt beim Beginne seiner theatralischen Laufbahn so lange nicht auf einen grünen Zweig, so lange er nicht bei dem Kapellmeister Gesangstunden nimmt, und wenn gleich der Kapellmeister eben so wenig einen rechten Begriff hätte von dem Gesangunterricht, wie von der Astronomie. Wer fleißig Gesangstunden nimmt oder wenigstens bezahlt, der hat gar viele Vortheile vor demjenigen, der letzteres vernachlässigt, der Kapellmeister malt seinen Vortrag, seine Stimme mit brillanten Farben vor dem Direktor, dem Manne des Geldes, dem gewaltigen Richter über Engagement oder Laufpaß, und oft verzehrt ein solcher Gesangszögling für bequemen Müssiggang oder

höchst seltenes Auftreten in derselben Rolle eine sehr ansehnliche Gage. Warum denn in derselben Partie? Aus dem einfachen Grunde, weil diese ihm von dem edlen Maestro so oft vorgekirrt wurde, daß die Sperlinge auf dem kapellmeisterlichen Dache sie ohne Partitur herpfeifen — da kommen immer unübersteigliche Hindernisse, zufällige Gefälligkeitsheiserkeiten, es muß eine Oper, die des Gesangszöglings wegen gut einstudiert ward, eingeschoben werden, da reitet er dann wieder sein Paradepferd, und das Publikum muß sich begnügen. Wenn der Zögling, die Melkkuh des Kapellmeisters, auf der Bühne „Kixer" macht, so muß immer Jemand Anderer als jener die Schuld tragen, und wär's die türkische Trommel, doch zumeist umschifft er unter des Taktirstabes sanfter Leitung die schwierigsten Klippen, das Tempo wählt der Bevorzugte nach Belieben, ihm zu Gefallen werden die Transpositionen oft um einen ganzen Ton vorgenommen, und er und sein Gesang muß Jedermann recht sein. Weh' hingegen dem Unglücklichen, der entweder nicht Lust oder nicht Geld genug hat, um diesen Unterricht genießen zu können, er wird selten eine Paraderolle bekommen, aber sehr oft unverdiente Vorwürfe und Drohungen, ihm zum Trotze geht ausnamsweise der Taktirstab pünktlich und gewissenhaft nach dem Metronom, und wenn er sich eine kleine Gesangsfreiheit erlauben will, wird ihm das Unzulässige und Frevelhafte derselben angelegenheitigst auseinandergesetzt, oder er wird bei Bravouren vom Orchester verlassen und vom Publikum ausgelacht, in jenen Partien, für die er am

wenigsten Neigung und Geschick hat, wird der „Nicht-dressirte“ dem Publikum zu wiederholten Malen vorgeritten, und so lange sekirt und schlecht kritisirt, bis er dem „Zögling“ das Feld räumen muß. — Freilich! da ist viel und viel Unnützes über die Theaterkapellmeister gesagt, aber es wird meinen Lesern, die mit derlei Kabalen und Intriguen nicht vertraut sind, insoferne zu wissen nützlich sein, als es den Verlauf unserer Erzählung wesentlich erklärt. Der Kapellmeister war Jean's größter Gönner, und wenn er jetzt noch nicht die eigentliche Blutegelrolle, seine Lieblingspartie bei ihm spielen konnte, so hatte er doch gerechte Hoffnung, daß er ihm noch tüchtig Blut werde abzapfen können, bis er sich selbstständig in der Gunst des Publikums festgesetzt, — denn dann hört des Kapellmeisters Ernte auf. Bonacini, der Intriguant, hatte für seinen Zögling eine Glanzpartie ausersehen, die das Publikum sehr liebte, und in welcher sich der erste Tenor, wegen der hohen Lage, dadurch einige Blößen gab, daß er diese gefährlichen Klippen durch künstliches aber eben nicht angenehmes Manoeuver zu umschiffen wußte. Der Heldentenor zahlte höchstens ein Diner, und Jean schmetterte die hohen Töne klangvoll aus der Brust, wie eine Nachtigall. Der Maestro gab sich in der That unglaublich viel Mühe mit Jean, denn auch seine Eitelkeit wollte an dem Triumphe, den sein Zögling offenbar feiern mußte, einen Antheil haben, daher kam es, daß Jean wirklich vor Verlauf eines Jahres es so weit gebracht hatte, daß er das erste Mal vor einem

kritischen, an Kunstleckerbissen gewöhnten Publikum auftreten konnte. — Niemand, selbst der Direktor hatte ihn seit dem ersten Male früher als bei dem Clavier und Chorproben singen gehört, und bei diesen entwickelte er nicht seinen halben Stimmenfond. Am heutigen Tage sollte in der Generalprobe zum ersten Male die Neugierde der Theaterleute befriedigt werden. Jean, der jetzt Rosetti heißt, steht, das Notenheft in der Hand, neben dem Piano des Kapellmeisters. Wie verändert sieht Jean aus! Es läßt sich durchaus nicht läugnen, daß die Veränderung, vom Standpunkte der Städter aus betrachtet, nur zu seinen Gunsten ausfiel. Unglaublich schnell hatte Jean den Bauernjungen abgestreift, er konnte gar nicht begreifen, wie er sich habe „in dieser Rolle" glücklich fühlen können. Der beständige Umgang mit den Repräsentanten der Verstellung, der Heuchelei und der Täuschung, die mit einem Worte „dramatische Kunst" heißt, hatte bei dem leicht empfänglichen Jean einen mächtigen Umschwung an Leib und Seele hervorgebracht, der erstere legte Schmuck und Zier an, die ihm früher unbekannt waren, die letztere legte Schmuck und Zier ab, die ihm früher zu so großer Ehre gereichten, — d. i. Jean war äußerlich und innerlich ein von der Kultur zugeleckter, von dem Schneider ausstaffirter Modegeck erster Klasse, obgleich die Prachtexemplare dieser Species lieber sich von ihren Schneidern durch Liebesbriefe zu Tode hetzen lassen, als nicht nach der neuesten Nummer des Journals der Herrenbekleidungs-Akademie gekleidet sind, so wich Jean

in diesem Punkte nur insofern von ihnen ab, daß er seine Kleider bezahlte; wenn diese Herren das Wenige, was sie gezwungener Weise in den Schulen einst gelernt, längst schon vergessen haben, und bei ihrer handgreiflichen kolossalen Stupidität, doch auf ihre (Nasen-?) Weisheit stolz sind, so war zwischen ihnen und Jean nur der Unterschied, daß letzterer mit dem Vergessen nicht viel Mühe hatte, sich aber dennoch einbildete, einer von den Weltweisen zu sein, wenn die Stutzer nach der Mode den Glauben schon mit den Kinderschuhen ablegen, oder in dem wichtigen Zeitpunkt, wo ihnen die erste Cigarre Erbrechen, und der erste Rausch sehr langes Kopfweh macht, — so beeilte sich Jean durch Riesenschritte in der Aufklärung, dieses Versäumniß nachzuholen, er triumphirte schon so sicher über den römischen Aberglauben, daß er seit mehr als einem halben Jahre das Innere einer Kirche nicht mehr gesehen. Von einigen verlumpten, glaubensbankerotten Individuen hatte er die gangbarsten Modephrasen gegen den Ultramontanismus aufgefangen, und machte so auch durch seinen Conversationston Furore, wie ein Lion „sich räuspert und wie er spuckt, das hatt' er ihm auch bald abgeguckt," und benahm sich wirklich so stutzermäßig, gemein, grob und unter Umständen wieder so politirt, daß man ihn nie für einen gewesenen Bauernjungen gehalten hätte. — Fast ein Jahr war verflossen — wie stand es denn um das Verhältniß zwischen Jean und seinen Lieben in Beauvalé? — Kalt, schlaff, seinerseits fast gleichgiltig, später fast lästig war ihm

das Verhältniß geworden. Der Glaube des Menschen ist der Mensch, der Glaube des Menschen ist seine Tugend, der Kern seines Charakters — Alles andere ist nur natürliche Tugend ohne Wurzel, ist Ziererei, Zurschautragen von Äußerlichkeiten, läppisches Zeug, das ein konträrer Wind verträgt in alle Weltgegenden wie die Fetzen einer Spatzenscheuche. An die Stelle des Glaubens tritt bei Jean, wie bei jenen, die ihn eben gerne verlieren, die Selbstgenügsamkeit mit einem selbst fabrizirten Religiönchen und der abstoßende, genußsüchtige Egoismus, und wo der sich auf den Herzensthron gesetzt, ist das erste Dekret, das er erläßt, die Verbannung der Dankbarkeit, der rechten Liebe, der Familienanhänglichkeit — kurz aller unbequemen Pflichten. Jean schrieb zwar noch einigemale nach Beauvalé, es waren Briefe, in deren Zeilen man sehr wenig lesen, zwischen deren Zeilen man aber sehr viel finden konnte. Jean hatte sehr viel zu thun, ihm blieben kaum die wenigen Minuten übrig, um einen Brief zu schreiben, die Margot grüßte er recht schön, er habe alle Hoffnung ein sehr großer Herr zu werden, dann habe er sich vorgenommen, seinen Pflegeältern einen Beweis seiner Erkenntlichkeit zu senden, er werde ihnen schreiben, wann er das erste Mal auftreten würde, damit sie Zeugen seines Triumphes, seines Glückes seien u. s. w.

Vater Baptiste hatte ihn nur einmal in dieser Zeit besucht, war aber kopfschüttelnd nach Hause zurück gekommen, und sagte zu der Mutter: „Ihr Weiber

habt doch einen merkwürdigen Scharfblick, ich hätte nie geglaubt, daß Jean Michel so entsetzlich stolz ist!"

Jean stand, wie erzählt, am Piano des Kapellmeisters, und ging mit ihm noch einmal die Partie durch, in welcher er heute die wenigen Kunstkenner, am morgigen Tage das große Publikum bezaubern sollte, sein Angesicht hatte die Modefarbe, es war blaß, Stolz und Sorge bekämpften sich gegenseitig, endlich trug die Eitelkeit, das Selbstvertrauen den Sieg davon, und er rief triumphirend: „Kapellmeister, wir müssen reussiren!"

„Nur nicht auf meine Winke vergessen, Herr Rosetti, auf mich können Sie rechnen, ich habe Ihnen eine Glanzpartie ausgesucht, Sie haben sie genau und gewissenhaft studiert, ich bin selbst mit dem dramatischen Theil Ihrer Leistung zufrieden; Sie haben wunderbare Fortschritte gemacht, und Monsieur Espine, der Sie unterrichtet hat, kann stolz auf seinen Schüler sein. Doch eilen wir in's Theater, wir haben die höchste Zeit!"

Jean, den wir jetzt Rosetti nennen wollen, eilte an der Seite seines Gönners dem Theater zu. Der Direktor, der Oberregisseur empfingen den Kunstnovizen mit der größten Artigkeit, die Damen lächelten ihm alle entgegen, alle Herren, die seine Rivalität nicht zu befürchten hatten, drängten sich kameradschaftlich um ihn herum. Rosetti begab sich in die Garderobe, und erschien in reichem Fürstenkostüm, das ihm vortrefflich stand. — Alles applaudirte bei seiner schönen Erscheinung, die Damen betrachteten ihn mit Entzücken, die sämmtlichen Herren mit Neid. Das Haus war natürlich nicht

beleuchtet, und nur wenn sich das Auge ein wenig an das Halbdunkel gewöhnt hatte, erkannte es in den vordern Sperrsitzen die Notabilitäten der Kunst und die Matadore der Kritik. Schon bei der Entrée-Arie war Jedermann zu Rosetti's Gunsten eingenommen, und Alles war darauf gespannt, ob er sich bei seiner Leistung auf gleicher Kunsthöhe bis zum Schlusse werde erhalten können. Rosetti überraschte Jedermann, selbst den Signor Bonacini, der besonders das sparsame Gebahren mit den Riesenmitteln höchst talentvoll fand. Die Generalprobe nahm ihren sehr guten Verlauf, wie zufälliger Weise begleiteten sämmtliche Coryphäen den glücklichen Rosetti bis zu einer höchst eleganten Restauration, in welcher eben nur ganz zufällig eine ziemlich ansehnliche Rechnung gemacht ward, welche Jean nicht sogleich zahlen konnte, für welche aber seine Freunde gutstanden, die Kunstverständigen machten sehr gute Prognosen, und in den Abendblättern las das neugierige Pariser Publikum, am morgigen Abend werde ein Tenorphänomen das Auditorium im höchsten Grade entzücken und überraschen. Rosetti las diese Lokalnachricht Abends im Café, und es schmeichelte ungemein seiner Eitelkeit, wenn er selbst sagen hörte: „Der blasse schöne Mann dort unter dem Candelaber, das ist der berühmte Tenor, der morgen sein erstes Debut hat.“

Die größte Unruhe bemächtigte sich des Sängers, als die Nacht geschwunden war und immer schneller und schneller die so lang ersehnte, und doch wieder so sehr gefürchtete Stunde sich näherte. Jean hatte einen sehr

entschiedenen Charakter, in der Gefahr stieg sein Muth, und sein enormer Ehrgeiz verscheuchte jede Besorgniß über den Erfolg, waren ja doch auch verschiedene Maßregeln getroffen, um die Reusite wo möglich zu fördern. Sämmtliches Theaterpersonale hatte einige Freikarten zur Disposition erhalten, die Claque war vollständig organisirt und vollzählig ins Treffen gerückt, hinter dem Rücken einiger wildfremden Menschen, welche mit ihren Physiognomien das Manouevre decken mußten, standen einige mit Kränzen und Sträußchen bewaffnete Individuen, die a tempo den zu erwartenden Sturmbeifall mit ihrem Geschoß begleiten sollten. Jean war bis jetzt zu kurze Zeit und zu wenig bekannt in Paris, sonst hätte er die Zahl der Beifallklatscher auch noch durch eine außerordentliche Kriegslist vermehren können. Den originellen Einfall hatte ein Pariser Sänger, er durchlief die Namenliste derjenigen, denen er schuldig war, schrieb sich die Adressen derselben heraus, ließ von einigen seiner Bekannten einige Dutzendmal folgendes Briefchen copiren:

„Mein Herr!

Schon längst sehne ich mich darnach, wenigstens mit Ihnen, der Sie einer meiner geduldigsten und großmüthigsten Gläubiger sind, Ordnung und Richtigkeit zu machen, ich habe in dieser Absicht den Herrn Direktor um einen Gagenvorschuß angegangen, er hat mir denselben verweigert, mir ihn aber für den Fall ausdrücklich zugesichert, wenn ich mich in irgend einer Rolle bedeutend auszeichne. Morgen singe ich den

Don Juan. Ich hoffe, daß Sie mir zu Gefallen bei dieser Vorstellung mit Ihren Angehörigen und Freunden sich recht zahlreich einfinden, und im eigenen Interesse zum Erfolg, wesentlich sowohl durch Hervorruf als durch anhaltendes Klatschen beitragen werden. Mit Achtung ergebenst."

Das Mittel half, der Sänger bekam den Vorschuß, aber die Gläubiger bekamen nichts von demselben zu sehen. — Rosetti hatte, wie wir gesagt, eine schöne Gestalt, das glänzende Costüm und der Strahlenschein so vieler Flammen machten sie imposant, und kaum trat er mit festem Schritt vor das Publikum, der weibliche Theil desselben hatte sofort die Bemerkung gemacht, „daß der Sänger eine sehr einnehmende Persönlichkeit, eine empfehlende „Bühnengestalt," und eine höchst ausdrucksvolle Gesichtsbildung besitze. Rosetti sah stolz auch im Kreise umher und dankte, als man ihn schon beim Eintritt mit lange anhaltendem, ermunterndem Beifall empfing. Jetzt begann er seine Arie, man konnte, wenn man auch sein Todfeind gewesen wäre, ihr unmöglich den vollsten Beifall versagen, die Stimme klang so süß, so weich, so einschmeichelnd und wieder so metallreich, daß während des mächtigen Bravodonners, die fleißigsten Theaterfreunde einander zuflüsterten: „Das ist doch wieder einmal ein Tenorist, wir können uns glücklich schätzen, ihn zu besitzen, — aber freilich, theuer wird er auch genug sein!" — Jean sang mit Frische, mit Lebhaftigkeit, mit Enthusiasmus seine Partie bis zu Ende, er hatte Jedermann's Erwartungen, selbst die des Ka-

pellmeisters bei weitem übertroffen. Kränze, Beifallrufen, Umarmungen und Glückwünsche von allen Seiten sagten dem Glücklichen, daß er sein Ziel erreicht habe.

Oft, sehr oft im Leben errang Jean ähnliche Triumphe, aber nur einmal noch im Anfang seiner Sängercarriere empfand er eine ähnliche Freude. Der Maestro Bonacini führte nämlich ein Kapellmeisterkunststückchen auf, er rieth dem Mr. Rosetti zu einer zufälligen Heiserkeit, und hatte dieselbe Oper auf's Repertoir, in welcher Jean so außerordentliches Furore gemacht. Herr Caballo, der offizielle erste Tenor sah diesen Zwischenfall sehr gerne, denn er hoffte mit seiner Routine und Beliebtheit seinen Rivalen bald aus dem Felde stechen zu können, er vergaß aber sowohl, daß er die Partie fast gar nicht studiert habe, daß ihm der Kapellmeister nicht geneigt sei, und daß das Publikum sehr oft den neuen Mittelmäßigkeiten mehr huldige, als der gewohnten alten Meisterschaft.

Herrn Caballo's Partei überzeugte sich bald, daß die Gegenpartei sehr zahlreich vertreten sei, und verlor den Muth, der Kapellmeister nahm dann und wann das Tempo bald willkürlich, bald gewissenhaft, die Primadonna war geflissentlich nicht disponirt, das Publikum ward ungeduldig und bald tönte hier, bald dort der Ruf: „Rosetti! Rosetti!“ Jean schwamm im Entzücken, denn er war anwesend, und seine Freude, sein Stolz ward gränzenlos, als da der Sturm des Publikums sich nicht legen wollte, zum Schlusse der Oper der Regisseur vortrat, und für den nächstfolgenden zweiten

Abend eine Reprise der Oper mit Herrn Rosetti ankündigte. Der Beifall des Publikums nahm kein Ende, Signor Caballo knirschte mit den Zähnen, aber er sah das Unvermeidliche kommen, sein Sturz war gewiß, denn Direktor, Kapellmeister, Kollegen — Alles war gerüstet, um ihn für die Insolenz vergangener Zeit nach Kräften zu züchtigen und sich zu rächen.

Rosetti's Auftreten war der Anfang eines neuen Triumphes, der mit diesem Theaterabend kein Ende nahm, denn jetzt war Jean Michel der erklärte Liebling des Publikums. In den Bücher- und Bilderläden sah man neben Potentaten und den ersten Größen der Wissenschaft auch das Porträt des Signor Giovanni Rosetti, in andern Auslagskästen figurirte „der berühmte Sänger als Prophet,“ als „Raoul,“ als „Robert der Teufel.“ In den Zeitungen stand seine „einzig richtige und wahrheitsgetreue Biographie,“ in welcher buchstäblich zu lesen war: „Signor Rosetti ist der einzige Sohn eines italienischen Offiziers von altem Adel, der in französischen Diensten stand, und auf dem Felde der Ehre blieb. Rosetti war nicht ohne Vermögen, seine wundervolle Stimme zeigte ihm deutlich seinen künftigen Beruf, er widmete sich unter trefflicher Leitung eines Dorfkantors ausschließlich den Gesangsstudien, und blieb so lange in der Verborgenheit, bis es dem ausgezeichneten Kapellmeister Bonacini gelang, das Licht, das im Verborgenen leuchtete, auf den Leuchter der Öffentlichkeit und des Ruhmes zu stellen. Die Bildung des jungen Künstlers ist eine umfassende und sehr weit aus-

gebreitete, und es ist zu erwarten, daß er bald der Liebling aller glänzenden Salons werden dürfte."

Das leichtgläubige Publikum glaubte Alles dieß auf's Wort, und es ist gewiß meinen Lesern bekannt, wie eben das Theaterpublikum sehr gerne bereit ist, seine Lieblinge und Helden mit einem Nimbus zu umgeben, so hat z. B. der Erzähler selbst erfahren, wie man aus einem Barbiergesellen einen Pseudobaron, und aus einem höchst excentrischen jungen Narren, der sich für den größten Künstler der Welt hält, und den besonders jene Damen auch dafür halten, die nicht einmal dem Schein nach zu den solidesten gehören, — einen natürlichen Sohn eines gar sehr hohen Herrn machen wollten. Theaterleute, die aus der Fremde zureisen, geben sich immer für Glieder höchst respektabler Familien und für absolvirte Universitätler aus, und jene, deren Familien man kennt, zieht es stets aus der Heimat fort nach fernen Regionen, wo sie ungestraft lügen können. Dem Signor Rosetti gefiel seine Biographie so ausnehmend wohl, daß er sie nach und nach selbst glaubte, er fürchtete nur, daß der täppische Vater Baptiste, die dralle, simple Margot und ihre einfältige Mutter ihm einmal einen unwillkommenen Strich durch seine Flausen machen könnten. Richtig waren sie alle drei nach Paris gekommen, um den Jean Michel singen zu hören, sie waren entzückt über Alles, was sie sahen und hörten, und eilten nach seiner Wohnung, die sie erfragt hatten, um ihm Glück zu wünschen, aber Jean sah sie kommen, und verbot seinem Diener sie vorzulassen, indem er sagte:

„Zudringliches Volk, ich habe ihnen fürstlich meine Sommerwohnung bezahlt, und immer wollen sie noch mehr aus mir herauspressen!" — Alle hatten ihn jedoch am Fenster gesehen, und ahnten den Zusammenhang; Vater Baptiste wollte sogleich abreisen und „den undankbaren Kerl" gar nicht mehr sehn, aber von den Frauen ließ er sich bereden, trotz der Kälte unweit des Theaters zu warten, bis Jean zur Probe käme, denn man sagte ihnen, das könne gar nicht mehr lange dauern. Jean kam richtig, that aber völlig fremd, und sagte mit stolzer Herablassung: „Liebe Dorfleutchen, es freut mich, daß Euch mein Gesang so sehr entzückt hat, da habt Ihr ein Zehnfrankenstück, daß Ihr Euch dieses Vergnügen noch öfters verschaffen könnt." — Alle schauten ihm mit offenem Munde nach, so hatte sich Niemand den Jean Michel gedacht. Freilich erwachten später Gewissensbisse in seinem Herzen ob des schwarzen Undanks gegen Menschen, die ihm so außerordentlich viel Wohlthaten erwiesen hatten, aber er wußte sich sehr bald mit dem Gedanken zu trösten, daß eine Annäherung an Bauernvolk in seiner gegenwärtigen Stellung durchaus unzulässig sei, und daß er seinen hohen Rang nur gefährden würde, wenn er sich zu ihnen bekennen möchte. An Jean's Undankbarkeit war jetzt nicht mehr der mindeste Zweifel, man sah es den guten redlichen Landleuten an, wie sehr sie durch dieses empörende Benehmen gekränkt seien, aber sie waren einsichtsvoll genug, den Stolzen nicht zu beschämen, trotzdem konnte sich Vater Baptiste nicht enthalten, mehr mitleidig als

zornig zu sagen: „Mögest Du es nie bereuen, an uns so gehandelt zu haben!“ —

Rosetti war jetzt der Löwe des Tages, die Marschälle des alten und des neuen Kaiserreichs haben nie so viel Aufsehen in Paris gemacht, als so ein Sänger oder eine dramatische Künstlerin à la Ristori. — Ist es denn wirklich wahr, daß es die Kunst sei, die man in ihren „Priestern“ und „Priesterinnen“ so sehr achtet? Bei Leibe nicht, die meisten Enthusiasten für einen Sänger, — von Sängerinnen redet der Erzähler gar nicht, denn da wäre gar viel zu bemerken, was Alles zum Enthusiasmus beiträgt, und die Kunst gar nicht im Entferntesten angeht — also die meisten Enthusiasten für einen Sänger verstehen von der Kunst gar nichts, sie richten ihr Urtheil nach der Kritik, die sie begierig aufschnappen, wie Teichkarpfen die Brosamen, um auch ihre Meinung „selbstständig“ abgeben zu können, sie richten sich nach dem Wohllaut, der ihre Ohren kitzelt, nach dem Lärm und Geschrei, das der Sänger macht, und nach der Seltenheit der hohen oder tiefen Töne, die dem Gefeierten zu Gebote stehen. Die wenigsten größern Opernsänger sind wahre Künstler, bei vielen ist der Horizont ihres Wissens und ihrer Beurtheilungsberechtigung mit ihrem Partienbuch abgegränzt, und sie würden in jedem Fache des Wissens die allerkrassefte Ignoranz zur Schau tragen, wenn sie dieselbe nicht hinter originelle Grobheit und nicht originelles Geckenthum so geschickt zu verbergen wüßten. Und trotz ihrer Ignoranz, ihrer massiven Insolenz sind sie doch

immer die Helden des Tages, und man kann oft das Benehmen der Elite der Gesellschaft diesen Plaisirrittern gegenüber nur ein im höchsten Grade schmähliches nennen, wenn sie manche notorisch gänzlich verkommene Individuen in ihre Zirkeln zieht, und durch ihre Gegenwart dieselben verherrlicht glaubt. Welch ein Unterschied zwischen Einst und Jetzt! Der Vergleich fällt wohl nicht zu Gunsten der Aufklärung, wohl aber zu Gunsten der Moralität unserer Vorzeit aus, während die Neuzeit sich wohl der Beseitigung eines Vorurtheils, nicht aber eines Fortschrittes in der sittlichen Bildung rühmen kann. Die grobe Sinnlichkeit, die das feine duftende Ballet verhüllt, haben wir hier nicht zu besprechen, obgleich die offenbar zur Schau getragene, gemeine Fleischlichkeit unserer Zeit, obgleich die Vergötterung der ohne alle Kunst und nur mit glühender Sinnlichkeit tanzenden „Damen" die eben vorgestellte Behauptung zweifellos darstellen würden. Niemand liebt es bei seiner schwachen Seite gefaßt zu werden, darum werden die hier ausgesprochenen Ansichten des Erzählers wenig Anklang finden, und darum ließ er auch geflissentlich jenen für das moralische Gedeihen der Gesellschaft so hochwichtigen Punkt: den Einfluß der Bühne auf den Glauben des Volkes, gänzlich unbesprochen, obgleich in unserer Zeit oft auf die Circenses, auf's Theater mehr gesehen wird als auf das Brot, — Vergnügen, Theater, Lust ist heutzutage allgemeines Bedürfniß, und gerade die Ärmeren, denen die Befriedigung desselben seltener möglich ist, prägen durch angenehme oft wieder-

holte Erinnerung die Eindrücke deutscher Glaubenslosigkeit, italienischer Sinnlichkeit und französischer Liederlichkeit ihrem Herzen um so tiefer ein, darum wird in der Gesellschaft so viel Tragödie und Intrigue gespielt, mehr und schrecklicher als auf dem Theater — besser ist dadurch noch nichts geworden, aber Vieles, gar Vieles hat sich ungemein verschlimmert. — Rosetti hatte sein Ziel erreicht, er ward aus dem Dunkel einer Bauernhütte hervorgezogen, um vor den Edelsten des Landes zu glänzen, — vor wenigen Monaten bewunderten blos bäuerische Tölpel und täppische Dirnen seine Stimme, jetzt werfen ihm Damen, die der höchsten Aristokratie, die sich entsetzen würden, wenn ein Bourgois ihre Salons mit seiner Gegenwart besudeln möchte, — Kränze zu, und schreiben ihm Billetdoux! — Glücklicher Jean! wie viel mehr wirst Du es noch sein, wenn Du erst zur Einsicht kommen wirst, daß Niemand mehr Recht, Niemand mehr concessionirte Befugniß habe zum Frechsein, als ein berühmter Sänger, denn wie eine schöne Sängerin oder Tänzerin der sinnlichen Männerwelt, so ist ein schöner Sänger den Damen gefährlich, ja er wird unwiderstehlich, wenn er diskret und verschwiegen ist. Der schöne und galante Rosetti hatte bald eine Liaison, eine ernsthaftere Verbindung mit einer reichen Witwe von Rang, welche alle Rücksichten bei Seite setzend, nach den Lebensregeln der Madame Dudevant das ihrige einrichtete. Jean's Ehrgeiz ward immer mehr genährt, wo er erschien, selbst in den höchsten Zirkeln feierte er Triumphe und theilte Gnaden

aus. Ehe noch zwei Jahre verflossen waren, hatte er alle Verpflichtungen vergessen, die er gegen den Direktor und den Kapellmeister hatte, trotz der dreifachen Gage, die er erhielt, sekirte er Beide und drohte beständig damit, daß er die Pariser Oper verlassen, und eines jener glänzenden Engagements annehmen werde, welche man ihm von allen Seiten antrug, Rosetti war nur zu sehr der entschiedene Liebling des Pariser Publikums, um nicht zu wissen, daß er für den Direktor und seine Kassa unentbehrlich sei, darum schraubte er seine Bedingungen immer höher, und bestand darauf, daß, da sein Kontrakt bald abgelaufen sein würde, er denselben nur unter der Bedingung wieder zu erneuern gesonnen sei, wenn ihm der Direktor eine fabelhafte Gage, und obendrein einen dreimonatlichen Urlaub zusichere, der es ihm möglich machen würde, auch im Auslande, besonders im benachbarten Albion Ruhm und Dukaten zu ernten. Die Gagen der Sänger, Sängerinnen und Tänzerinnen unserer Zeit zeigen am besten und richtigsten, wie sehr selbst die geldmachende Spekulation und der ausschließende Egoismus das Vergnügen hoch stellt, am lächerlichsten zeigt sich dieß in Amerika, wo die Neigung für Poesie und der ihr verwandten Künste nur dann erwacht, wenn es gilt, der alten Welt gegenüber zu prahlen, und europäischen Ruf mit Dollars zu vergolden. Jean hatte Routine, er wußte, daß er den Direktor pressen könne, die Vergötterung von Seiten des Publikums hatte ihn vollkommen selbstständig gemacht. Täglich sah er der Unterschrift des Kontraktes entgegen, der

ihm eine unglaubliche Summe jährlich zusichern sollte. Unterdessen hatten sich traurige Begebenheiten in Beauvalé ereignet, das friedliche Dörfchen war fast gänzlich abgebrannt, und der Schaden war um so größer, als die noch nicht ausgedroschenen Erntevorräthe ein Raub der Flammen wurden, und es in der kalten Jahreszeit um eine Unterkunft doppelt Noth that. Am ärgsten hatte der Schaden den Vater Baptiste getroffen, dessen Haus nach alter Art gänzlich aus Holz gebaut war, der gute Mann hatte seine ganze Habe verloren, und war verpflichtet, den größten Theil seiner Weinberge und Felder zum Verkaufe anzubieten, um die Mittel zu erhalten, sein Wohngebäude, Ställe und Scheuern wieder aufzubauen, die Geldnoth nahm aber in der ganzen Gegend überhand, und es war ein Spottpreis, den man ihm anbot. Der redliche Mann saß mit seinem tiefbetrübten Weibe und der weinenden Tochter an dem Kamine eines gastfreundlichen entfernten Verwandten im nächstgelegenen Weiler, der Freund in der Noth war ein wahrhaft christlich gesinnter Mann, ihm fehlte zwar der Wille nicht, aber — das Geld, er hatte selbst Familie und viel Mühe, sich ehrlich durchzuschlageu.

„Es ist unmöglich Mutter! daß wir den braven Jacques länger belästigen,“ sprach tief niedergeschlagen Vater Baptiste, „Du siehst es selbst, daß es nicht geht, wenn ich nur einen Ausweg wüßte.“

„Vater!“ entgegnete die Alte, „ich weiß wohl, wie Dir zu Muthe ist, verliere aber nicht das Vertrauen auf den lieben Gott, er hat uns noch nicht verlassen, und

wird es auch fernerhin nicht thun, wir müssen das Unglück als eine Prüfung des Himmels ansehen, die er uns zu unserem Heile geschickt."

„Ach, ich bin doch immer noch recht glücklich und beneidenswerth, daß ich Dich besitze, gutes, frommes Weib, und Dich, liebe Margot — aber wenn ich doch nur ein Mittel wüßte, einen Ausweg —"

„Höre, Vater! Du weißt eben so gut wie ich, daß des Wirths Jerome schon lange Zeit unserer Margot nachgeht, hat ihr auch schon Maien gesetzt, auch noch zur Zeit des saubern Jean Michel, also sieh! Der Jerome hat jetzt nach dem Tode seines Vaters das Wirthshaus und die schöne Wirthschaft übernommen, er hat nur noch die steinalte Mutter zu versorgen und eine einzige Schwester auszuheiraten, er hat ein schönes Vermögen in baarem Geld, und Weinvorräthe von vielen Jahren; es ist freilich wahr, der Jerome ist kein Schmeichler und hat auch gerade keine besonders feinen Manieren, aber für einen Dorfwirth ist er gerade ganz recht. Nun sieh! Vater Baptiste, wie der Jean zur Komödie gegangen ist, da hat der Jerome erst rechten Muth bekommen, und hat seine Absichten auf unserer Margot Hand klar gezeigt in seinem Benehmen, unsere Margot hätt' schon vor zwei Jahren heiraten sollen, sie ist jetzt um volle zwei Jahre älter geworden, und das macht sehr viel bei einem heiratsfähigen Mädchen, ich glaube sie hat die höchste Zeit zum Heiraten, sonst kömmt sie am Ende gar nicht unter die Haube, und Jerome ist ihretwegen wie närrisch."

„Ja, Mutter!“ unterbrach Baptiste, „Jerome mag wohl an unsere Margot gedacht haben, wie so viele andere Freier, — so lange sie die Aussicht hatten, mit ihr ein schönes Stück Mitgift mit ihrer Hand zu bekommen, aber seit acht Tagen sehen die Sachen ganz anders aus, um die schöne Margot werden sich wenig Burschen reißen, da sie die arme Margot geworden ist.“

„Und doch, Vater, und doch! Höre! wie Ihr Alle zusammen zur Rettung der Kirche und des Pfarrhauses geeilt seid, und Euere Häuser im Stich gelassen habt, da war ich besorgt, das Vieh aus den Stallungen herauszulassen, und der gute Jerome hat mir dabei geholfen, ’s hat freilich nichts genützt, ’s ist Alles zu Grunde gegangen, und es thut mir am meisten leid um die schöne Blanche, war so eine prächtige Kuh, hat so viel Milch gegeben, hat so stolz ihre Glocke getragen, und hat mich gar so gut gekannt, die arme Blanche!“

„Was wolltest Du von Jerome sagen?“

„Richtig, hätte fast darauf vergessen. Aber wie wir gesehen haben, daß Alles verloren sei, setzte ich mich hinauf auf den Hügel beim Kreuz und weinte. Jerome saß neben uns, und sagte, wir sollten doch nicht, so leicht bekleidet wie wir waren, uns der kalten Luft aussetzen, sondern mit ihm in sein Haus gehen, ich nahm den Antrag an, und sagte, Margot sollte Dich suchen und Dir’s sagen, daß ich Dich im Wirthshaus erwarte. Jerome führte mich bedächtig als wie

ein braver Sohn, und sagte unter Weges: „Seht Mutter Margot, Ihr habt ein großes Unglück, aber es wird noch zu helfen sein, Ihr wisset, daß ich Euere Tochter liebe, und Ihr könnt Euch überzeugen, daß ich es rechtlich und uneigennützig mit ihr meine, ich nehme sie auch ohne alle Mitgift, und hab' doch, weiß Gott! ein großes Vermögen."

„Das hätt' Jerome gesagt? Das ist ein braver Bursch, ich hätt's von ihm nicht gedacht."

„Siehst Du, wie man sich in den Leuten täuschen kann, da haben wir Frauen schon mehr Scharfblick in derlei Angelegenheiten, der Jerome hat noch mehr gesagt. Mutter, sagte er, gebt mir die Margot zum Weibe und ich bau Euch aus eigenen Mitteln Haus, Scheuern und Stallungen auf, unterdessen, bis der Bau beendigt wird, wohnet Ihr bei mir. Wem hinterlasset Ihr einmal Euern Hof? Euerer Margot, meinem Weibe, dann ist Alles wieder ausgeglichen. Ich sagte ihm, ich für meinen Theil wäre schon zufrieden, wenn Du es bist, und die Margot, denn die wollten wir in keinem Falle zwingen. Da meinte er, Du würdest wohl gegen ihn als Schwiegersohn keine Einrede machen, und Margot, die sollt' ihn auch nicht gar so schief anseh'n, denn er sei gerade nicht zu verwerfen als Freier, und den lumpigen, pflichtvergessenen, hergelaufenen Komödianten, den Jean, sollt' sie sich längst aus dem Kopfe schlagen, der undankbare Jean ist jetzt steinreich, hat er gesagt —"

„Mutter!" unterbrach Margot plötzlich, ihre

Thränen trocknend, „Jerome soll's bleiben lassen über den Jean zu schimpfen, der Arme ist nur verführt, — wir können ihn vielleicht Alle mit der Zeit vergessen, wenn er wirklich so böse ist, wie man ihn schildert, — ich für meinen Theil kann es noch nicht glauben. Seht, ich habe einen Plan. — Übermorgen reiset unser Vetter, der Richter, nach Paris, um die Unterstützungsgelder zu holen, — erlaubet mir, daß ich ihn begleite. Ich werde Jean sicherlich finden, er wird, wenn ich ihm unser Unglück schildere, gewiß erweicht werden, er wird sich lebhaft an die alten Zeiten, an die Pflicht der Dankbarkeit gegen seine Zieheltern erinnern. Man sagt, daß er reich sei, wenn dieß wahr ist, wird unser Elend auch nicht lange dauern. Liebe Eltern, laßt mich reisen —"

„Aber, mein Kind, bedenke, daß Du gerade am heiligen Abend in Paris ankommst," bemerkte der Vater.

„Um so besser, dann treffe ich Jean gewiß, und mit weichen, heiligen Gefühlen. Was soll ich am heiligen Abend zu Hause? Es sind schon zwei vorübergegangen, die ich trotz unsers damaligen Wohlstandes weinend zugebracht, — sollte der dritte, wenn ich zu Hause bliebe —"

„Gut, Margot! Du darfst mit dem Vetter reisen, es wär' ja möglich, daß Jean wieder zur Besinnung gekommen ist, wenn er uns das nothwendige Geld auch nur vorstreckt, ich kann es ihm seiner Zeit schon wieder zurückerstatten, bin ja noch nicht fünfzig

Jahre alt, und fühle mich bei vollen Kräften," bemerkte der Vater.

„Wie aber," fügte mißtrauisch die Alte hinzu, „wie, wenn Jean Dich wieder so behandelt, wie vor einem Jahre?"

„Dann werde ich unbedingt Jerome's Weib," sprach mit voller Entschlossenheit das charakterfeste Mädchen."

„Gott sei Dank!" rief die Mutter. „Jetzt reise nach Paris, und überzeuge Dich selbst!" —

Bei Rosetti war eine glänzende Nachmittagsunterhaltung, aus Anlaß seines außerordentlich glänzenden Engagements, das ihn für mehrere Jahre für die Pariser Oper gewann. Sämmtliche Mitglieder derselben, welche einen hervorragenden Platz einnahmen, beeilten sich, ihm Glück zu wünschen, besonders die Herren, denn Jean's außerordentliche Gastfreundschaft und Generosität war allgemein bekannt. Es war zwar heute gerade der heilige Abend, aber das bekümmert die fröhliche Gesellschaft nicht, und Rosetti's „Liebe" war emanzipirt genug, um mit allem Anstand die Hausfrau zu spielen, denn der Sänger hatte in der That theilweise sein Garçonleben aufgegeben. — Die Champagnerpfropfe knallten, der Bariton sang mit kräftiger Stimme das Trinklied von Mozart, dem unsterblichen Meister, und dann brachte man laut jubelnd Rosetti's Gesundheit aus. Wie einst vor zwei Jahren als Bauernjungen, pries man ihn jetzt als gefeierten Sänger, wie man ihm einst zu der Hand der schönen unschuldigen Mar-

got Glück gewünscht, so gratulirte man ihm jetzt — unverschämt genug — zum Besitz der reizenden und reichen, jungen Witwe, welche liederlich genug war, sich für die artigen Komplimente, welche unter soliden Leuten für die größten Sottisen gelten müßten — aber in Paris nur für, in gewissen Kreisen, seltsame Begriffe von bon tôn und savoir vivre! „Ja, ich bin glücklich!“ rief mit großem Stolz der Emporkömmling, „man schenkt meinem Talente die ihm gebührende Anerkennung, ich sehe eine herrliche und ruhmvolle Laufbahn vor mir, ich beherrsche die Herzen des Publikums, ich habe Euch, meine Kollegen, zu warmen, aufrichtigen Freunden, ich bin frei von jeder Abhängigkeit, und mache durch die geringste böse Laune oder Miene den Direktor aus Furcht vor meinem Verluste zittern, — ich schmachte zwar in Ketten, es sind aber Blumenketten, und die Gefangenschaft ist süß — Amélie!“

Während Rosetti seine „Liebe“ umarmte, und laut ein Toast auf die Liebenden erscholl, trat ein Diener herein und meldete seinem Herrn, daß ein sehr sauber gekleidetes Bauernmädchen draußen sei, und ihn zu sprechen wünsche. „Sie ist verteufelt hübsch, und that ungemein geheimnißvoll!“ bemerkte Leporello.

Jean entfärbte sich, es sagte ihm eine schmerzliche Ahnung, wer das Bauernmädchen sei, er hatte in den Zeitungen von dem Unglück gelesen, welches Beauvalé betroffen, er hatte auch schon einen Brief mit tausend Franks Inhalt gesiegelt und zur Abgabe auf der Post bereitet, — schmerzliche Erinnerungen und Gewissens-

bisse über seinen schwarzen Undank erwachten in seiner Seele, die Gesellschaft, die ihn umgab, war ihm einen Augenblick lang zum Eckel, plötzlich erinnerte er sich, daß heute der heilige Abend sei — er hätte weinen mögen.

„Giovanni! was für eine Intrigue soll das sein?" fragte Amélie, nicht sowohl darüber befremdet, daß sie mit Grund vermuthen konnte, daß er nebst ihr auch noch andere „kleinere Passionen" unterhalte, denn daran zweifelte sie nicht, als über sein gar so seltsames Benehmen, so hatte sie ihn noch nie gesehen. Auf einmal tönte Hilferuf aus dem Vorzimmer, es war Margot's Stimme, ein zudringlicher Komödiant war hinaus geschlichen, um sich zu überzeugen, ob der Lakei „einen gebildeten, raffinirten Geschmack" habe, und glaubte ihr mit seinen frechen Liebkosungen eine große Ehre anzuthun. Gerade wollte Jean in äußerster Verlegenheit hinauseilen, als Margot hereinstürzte. Jedermann mußte zugeben, daß sie ein schönes Mädchen war, um so schöner, weil ihr sonst so mildes und sanftes Auge jetzt im Zorne sprühte, und die Entrüstung ihre Wangen höher färbte. Sie hatte den frechen Zudringling mit starkem Arm von sich gestoßen, daß er taumelte, und gegen die Thüre des Salons fiel. Alle lachten, mit Ausnahme Jean's, Alle wurden aber trotz ihres Leichtsinnes ernst, als sie Margot in ihrer ehrfurchtgebietenden Unschuld dastehen sahen. Einen Augenblick betrachteten Alle mit Neugierde die schöne Erscheinung,

und Alle staunten über ihren Muth und ihre Würde, als sie folgende Worte sprach:

„Jean Michel! nur die bittere Noth meiner Eltern konnte mich veranlassen, sie am heiligen Abend zu verlassen, um mich zu überzeugen, ob Dein Herz nicht versteinert ist, ob es nicht die heilige Pflicht der Dankbarkeit gänzlich vergessen hat. Meine Eltern zweifeln an Deinem Edelmuth, an Deinem Gewissen, an Deiner Ehrenhaftigkeit, ich habe aber noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben — Du willst, daß ich schweige? Nein, die Gegenwart dieser Herren und selbst dieser Dame wird mich nicht abhalten, heute die Stimme Deines Gewissens zu sein, das bereits stumm geworden zu sein scheint. Deine Pflegeeltern, die sich Deiner mitleidig und uneigennützig angenommen, welche Dir die ganze Erziehung gegeben, haben durch die Heimsuchung Gottes, durch eine Feuersbrunst ihr ganzes Vermögen, ihren Wohlstand verloren, da dachte ich, im Vertrauen auf Dein ehemals so gutes Herz, Jean hat Alles seinen Pflegeeltern zu verdanken, sie haben für ihm den Unterricht in Musik und Gesang gezahlt, er ist reich, er ist es, durch seine Gesangskunst erworben, und diese verdankt er ursprünglich ihnen — Margot, ehemals seine Margot, will geh'n und an sein Herz klopfen, um sich zu überzeugen, ob es nicht der Stolz zu Stein gemacht!"

Jean sprang in seiner Verwirrung auf, er nahm von seinem Schreibtisch den gesiegelten Brief, und reichte ihn dem Bauernmädchen mit den Worten hin:

„Margot! Siehe, ich bin nicht undankbar!"

„Behalte Dein Geld, Jean Michel! Wenn Du zu stolz warst uns zu kennen, so sind wir noch mehr stolz, um ein Almosen von Dir auf diese Weise zu nehmen. Behalte Dein Geld, die Liebe, die Du Deinen Pflegeeltern schuldig bist, wäre uns ein angenehmerer Trost gewesen. Ich will von der Liebe nicht reden, welche Du mir schuldig bist, — ich entbinde Dich aller Deiner Eide gegen mich, unter den jetzigen Umständen müßte ich mich Deiner Liebe nur schämen! Ein Wort aber noch zum Abschied, — denn Margot will Dich nicht mehr seh'n, und will auf Dich vergessen. Da, nimm Dein Geld, und erinnere Dich an Gottes Worte: Ehre Vater und Mutter, auf daß Du lange lebest, und es Dir wohlgehe auf Erden!"

Ehe Jean sich sammeln konnte, war Margot verschwunden, er zwang sich zum Scherze, als sich die leichtsinnige Gesellschaft über den Pathos lustig machte, mit welchem die Bauerndirne geredet, und wenn man ihn neckte mit der von ihm so ausgezeichnet gespielten Rührung. Selbst Amélie lachte, und war nicht eifersüchtig. Auf Jean's Herz machte die „Scene" wohl einen mächtigen Eindruck, aber er dauerte nicht lange. Er sandte den Brief mit Geld nach einigen Tagen mit der Post ab, erhielt ihn aber uneröffnet, unter einem andern Couvert wieder zurück.

3. Der Bettler.

Rosetti stand nach wenigen Jahren auf dem Zenith seines Ruhmes, von dem ehemaligen Bauernjungen war

keine Spur mehr an ihm zu finden, er war ein feiner Elegant geworden, eine Größe. Sein Stolz hatte mit jedem Erfolg zugenommen, den er errang, und das Bewußtsein seiner Unentbehrlichkeit veranlaßte ihn unerhört freche Forderungen zu machen, die in der That so sehr an das Fabelhafte gränzten, daß es in Paris zum Sprichwort ward, Signor Rosetti, der gerade von seinen Kunstreisen zurückgekehrt sei, verlange, wenn er wieder ein Engagement annehmen sollte, den Herzogstitel, 300,000 Franks Gage und die Hälfte Pension, nebst einem glänzend meublirten Palast.

Man hatte dem Sänger auf den größten Bühnen Weihrauch, Blumen, Gedichte, selbst Prätiosen gestreut, aus jeder Stadt trug er Gold in Fülle, Lorbeerkränze, Albums mit Beiträgen aller Kunstnotabilitäten hinweg, überall hinterließ er einen so außerordentlichen Ruf, daß man ihm später immer wieder einen Gastrollencyklus mit glänzendem Honorare und mit der Versicherung anbot, daß er das Publikum mit seiner Gegenwart beglücken werde. Kaum erschien eine Zeitung, in welcher er nicht als eine noch nie dagewesene Größe gerühmt worden wäre, und wenn ehemals Jean blos eitel und ehrbegierig war, so war er jetzt unerträglich stolz. Er umgab sich mit äußerem Glanz, er verschwendete unglaubliche Summen, wobei ihm seine gegenwärtige „Liebe" besonders fleißig half, die frühere verblühte hatte mit ihm ihr Vermögen durchgebracht, und war vom Schauplatz des Glanzes bereits abgetreten. Merkwürdig! wie gewisse Leute es im Geldausgeben zu einer

außerordentlichen Virtuosität bringen, bei allen seinen enormen Einnahmen hatte Rosetti unglaublich große Schulden, und wenn ihn Jemand darauf aufmerksam machte, sagte er lachend, ich muß wieder einmal über den Canal geh'n, und dann zahle ich im Nu meine Schulden, wenn es mir einmal gefällt. Ich habe so enorm viel Einladungen erhalten, daß ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll, ob in London, in New-York, in Petersburg, in Wien, in Berlin, in Mailand — an die kleineren Städte denke ich gar nicht, es ist viel zu wenig daselbst zu profitiren. Ich muß mir eine grandiöse Rente ersingen, dazu braucht's nicht viel Zeit.

Einmal gab Rosetti wieder ein glänzendes Gastmal, es schmeichelte ihm, Speichellecker um sich zu sehen, die beständig Loblieder auf ihn sangen, und ihn zu den Wolken erhoben. Auf seiner Tafel waren immer die auserlesensten Delikatessen und die feinsten Weine zu finden, er half jeden Kollegen aus Eitelkeit aus der Noth, und sang, eben aus diesem Grunde, bereitwillig in Concerten, die zu wohlthätigen Zwecken veranstaltet wurden, er geizte nach der Ehre in hohe Zirkel geladen zu werden, obgleich er sich die Miene gab, gegen dieselben gleichgiltig zu sein, und sich ziemlich pretentiös und kalt benahm, wenn man ihm die Ehre der Einladung erwies. Es konnte so nicht fehlen, er hatte eine Unzahl von Freunden aller Klassen, aber es waren meistens Blutegel, die an ihm saugten. Wie gesagt, Jean gab eine großartige Tafel, ihm lag daran, seine Kollegen auch durch seine Verschwendung zu verdunkeln, er hatte viele Personen

geladen, und unterhielt seine Gäste wie gewöhnlich mit dem nur für ihn interessanten Gespräch über das eigene Ich, unter andern kam er wie zufällig auf seine gestrige Rolle zu sprechen.

„Du warst klassisch, Giovanni!“ rief Monsieur Noisette, „Du hast gestern Dein tiefes Studium sehr deutlich beurkundet, denn Du hast gestern Abends Details zur Geltung gebracht, die jeder Deiner Vorgänger fallen ließ. Du bist als dramatischer Künstler sehr groß, und wenn Du jemals Deine Stimme verlieren solltest, so könntest Du als Schauspieler mit Deiner imposanten Gestalt noch immer Furore machen.“

„Reißt Dich der Teufel, Noisette, daß Du von einem Verlust der Stimme redest, ich war noch nie so außerordentlich gut bei Stimme, wie gerade jetzt, ich fühle es, wie der gewaltige Strom meiner Töne mit doppelter Macht und Klang aus meiner Brust hervorquillt! Was meinst Du Bousolle?“

„Ich? Daß Du ein Kapitalsänger bist, aber daß Du gestern nicht so gut disponirt warst, wie gewöhnlich, die Klangfarbe Deines Organes war nicht so metallreich wie sonst, Deine höhern Töne waren umschleiert. Das passirt den größten Sängern — eine kleine Heiserkeit, einen Schnupfen hat man sich bald zugezogen. Du siehst, ich bin ein aufrichtiger Freund, und darum rathe ich Dir, lasse Dich auf dem Theaterzettel eine Zeit lang unpäßlich melden, und schone Dich so lange, bis Du Deiner Stimme wieder vollkommen Herr bist.“

„Was soll denn alle diese Gaukelei bedeuten? Ich

bin weder krank noch heiser, Ihr müsset Euch offenbar getäuscht haben, Freund Urso, Du sagst mir gewiß Deine Meinung freundschaftlich und aufrichtig."

„Warum nicht, Giovanni," entgegnete der Bassist, ein großes Glas Medoc hinunterstürzend, „wenn Du es haben willst — Ihr Tenoristen habt stets ein kleines Übermaß von Sentimentalität und schwärmerischer Überspanntheit, wir Bassisten zeichnen uns hinwieder durch gemüthliche Grobheit aus. Schau, Rosetti! Ich hab's im Trinken zu einem hohen Grad von Virtuosität gebracht, und das schadet meiner Stimme nicht, ich schwärme die ganzen Nächte durch, meiner Stimme merkt Niemand etwas an, denn der Posaunenschall braucht blos stark zu klingen, wenn er auch etwas rauh ist, und ich habe einen Zögling, der singt an Sonntagen auf dem Chore von St. Germain die Baßsolos, und er singt sie niemals besser und stärker, als wenn er sich verkühlt, oder wenn er Katzenjammer davon getragen hat, aber bei Euch Tenoristen ist die Sache eine ganz andere, Euer Instrument ist das Hautbois, wenn dieses nicht rein, sanft, zart, schmelzend klingt, ist's aus. Mit dem Tenor verträgt sich nächtliches Schwärmen und Trinkgelage nicht, der Tenor ist eine sehr zarte Blume, sie blüht selten irgendwo besonders schön, dann wird sie enorm hoch bezahlt, muß aber auch wie eine Treibhauspflanze gepflegt werden, lange blüht sie selten, und alte Tenoristen erhalten sich selten lange auf der ersten Höhe. So war's bei allen Deinen Vorgängern und wird bei allen Deinen Nachfolgern der Fall sein, willst Du Deine

Stimme noch länger erhalten, so mußt Du Dich auf das Äußerste schonen, und wo möglich dem Bachus abschwören. Ich bin ein alter Praktikus, Rosetti! Als ich gestern Abends mit Dir das Duett in Es sang, habe ich sogleich gemerkt, daß Du weder heiser noch indisponirt warst, ich bemerkte deutlich den Zahn der Zeit, der am allerliebsten an den weichen Tenoren nagt."

„Hölle und Teufel!" schrie Jean, habt Ihr Euch denn Alle verschworen, mich wahnsinnig zu machen? Wer hat im Publikum etwas Ähnliches bemerkt?"

Alle schwiegen verlegen, nur der treuherzig grobe Urso, der die Unverwüstlichkeit seines Basses durch große Ovationen von Medoc beweisen zu wollen schien, fuhr fort:

„Giovanni! Auch das Rauchen schadet Dir, ein tenore primo assoluto soll nie in einem Café sitzen, in welchem zu viel Tabakqualm ist, er selbst soll gar nicht rauchen. — Eibischzelteln, Malzzelteln, die sind für Euch süße Sänger angezeigt. Ja gestern, gestern! Mir war leid um Dich, als das Publikum selbst bei Deinen Forcestellen nicht applaudirte, ich dachte, daß Dich diese Kälte enorm piquiren werde, — und noch mehr, die heutige Kritik im Morgenblatt!"

„Welche?" rief Jean, „ich habe keine gelesen, der Recensent Chauve ist mein Freund, ich wunderte mich längst, daß er mich nie besucht."

„Giovanni! der Chauve hat den Dämon der Gerechtigkeit und Unparteilichkeit im Leibe, der setzt Dir in der heutigen Nummer etwas derb zu Worte, da hab'

ich ja das Morgenblatt auf Deiner Toilette gesehen, ich will es Dir mit Deiner Erlaubniß vorlesen. Höre:

„Die Oper ward wie gewöhnlich mit aller Sorgfalt gegeben, nebst der Primadonna zeichnete sich auch der Herr Urso als Marcell vorzüglich aus, nur wünschten wir, daß dessen Kehle manchmal etwas ausgebürstet würde. Wir sind in der höchst unangenehmen Lage, von Herrn Rosetti, dem cidevant Meistersänger, nicht sagen zu können, daß er als Raoul zu dem sonst respektablen Erfolg der Oper beigetragen hatte. Leider hat uns eine längere, gänzlich unparteiische, scharfe Beobachtung den Beweis gegeben, daß Herr Rosetti die Glanzperiode, in welcher sein herrliches Organ uns entzückte, längst schon hinter sich hat. Das Hinanklimmen zu dem Gipfel der Virtuosität mit materiellen Mitteln geschieht oft sehr schnell und fast unbemerkt, jeder Schritt von dieser Höhe aber erregt unwillkürlich unsere Aufmerksamkeit und unser Bedauern.

Wir befinden uns in diesem Falle Herrn Rosetti gegenüber. Seine Routine und seine weise Eintheilung der geminderten Mittel, um Knalleffekte zu erzielen, vermögen vielleicht Uneingeweihte zu täuschen, — uns nicht. Das mehrmalige Umschlagen der Stimme, das kunstreiche Laviren, das ängstliche Vermeiden der Kraftanstrengung im Chore, die forcirten, mit aller Mühe hervorgepreßten, fast geschrieenen hohen Töne haben uns die unangenehme Überzeugung verschafft, nicht blos, daß wir mit dem Verluste unseres ersten Tenores bedroht sind, sondern, daß wir denselben wirklich schon erlitten

haben. — Herrn Kapellmeister Bonacini's Benehmen, dem Sänger gegenüber, scheint uns unverantwortlich, auch wenn der Maestro in seiner Weise einen Ersatz gefunden haben sollte, wie die Fama erzählt, halten wir seine Gewohnheit, abtretende Löwen mit Eselstritten zu regaliren, für eben so gemein als unmännlich. — Es wird Herrn Rosetti's angelegenheitlichste Sorge sein müssen, die Ruinen einer ehemals so herrlichen Stimme vor gänzlichem Verfall zu bewahren!" Siehst Du, Rosetti," setzte Urso, das Blatt auf den Tisch legend fort, „daß ich nicht gelogen habe."

Jean nahm mit finsterem Angesicht das Blatt, und las die Recension, die seine Eitelkeit so tief, so schmerzlich verwundete, dann rief er zornig:

„Diesen Schuften von einem Chauve muß ich durchprügeln, diesen elenden Kerl!"

„Beruhige Dich," sagte Urso, „damit machst Du nichts besser, und übrigens gibt's Polizei in Paris. Schone Dich einige Tage, und tritt in einer Deiner Lieblingspartien wieder auf; ich höre, Bonacini hat aus der Provinz von einem kleinen Theater ein Tenorwunder mitgebracht, das er unter den Choristen entdeckte, er ist sein Zögling, und wird sich Aderlässe gefallen lassen müssen, nun Du weißt selbst, wie es geht. Daß er ankommen werde, hat mir Mademoiselle Eveline gesagt, die ist die gegenwärtige Vertraute des Direktors. Sein erstes Debut ist auf heute acht Tage festgesetzt."

„Und was haben denn Sie für eine Recension über

meine gestrige Leistung in Ihrem Blatte, Herr Samuel," fragte Jean einen kleinen Juden mit einem Zwickelbart.

„Sie verzeihen, Signor Rosetti! Ich war gestern verhindert, das Haus zu besuchen."

„Verhindert? Sie haben mich ja gegrüßt, als ich durch das Foyer ging, und kamen nach der Oper in's Gasthaus, wo Sie mich nicht kannten, Sie saßen mit einem fremden Herrn —"

„Vergebung! Ich erinnere mich, ja ich war gestern im Theater. Ich habe nur vergessen, einen Bericht über Ihre gestrige ausgezeichnete Leistung zu schreiben."

„Und der Herr, mit welchem Du in der Restauration soupirtest, war der neue erste Tenorist," fügte Noisette hinzu.

Rosetti's finstere Stimmung war nicht zu verscheuchen, und vertrieb bald alle seine Gäste, er war mit seiner „neuen Liebe" allein, und sie gab ihm den weisen Rath, er möge eiligst den ihm vom Direktor schon lange angetragenen Kontrakt annehmen, da ihm doch durch denselben eine Pension angetragen sei. Er hatte sich lange geweigert, sein gedemüthigter Stolz veranlaßte ihn endlich doch, ihn anzunehmen, und er entschloß sich, morgen dem Direktor seinen Entschluß mittheilen zu wollen, womit er demselben eine sehr große Freude zu machen hoffte, da er endlich seinem langgehegten Wunsch entgegenkam. — Der Direktor empfing ihn mit kalter Höflichkeit, obgleich Rosetti seit langer Zeit nicht so artig, als gerade heute war.

„Herr Direktor!“ sagte er endlich, nachdem sich das Gespräch lange um gleichgiltige Dinge gedreht hatte, „ich habe mich endlich entschlossen, den Kontrakt, wie Sie ihn mir angetragen, anzunehmen.“

„So?“ sprach der Direktor, das Fragewörtchen ungebührlich lange dehnend, „endlich? — Ich habe Ihnen lange Zeit gelassen sich zu entscheiden, eines Theiles ist zwar Ihre Zögerung im gegenwärtigen Augenblick doch höchst angenehm, ich bin nicht mehr in der Lage, Ihren gütigen Antrag annehmen zu können. Es ist mir leid, aber Sie selbst sind Schuld daran. Sie werden sehr gut begreifen, daß unsere Oper ohne Heldentenor unmöglich bestehen kann, daß es auch in keinerlei Weise zulässig ist, daß wir nur ein Provisorium haben, oder daß die Regie in beständiger Ungewißheit schwebe, ob der erste Tenor bleibe, ob auf ihn zu rechnen sei, oder nicht, unter solchen Umständen, — da Sie sich nicht mit Bestimmtheit erklärten, ob und wie Sie länger, — — hielt es die Direktion für ihre Pflicht, einen Ersatz für Sie zu suchen, man ist dem Publikum diese Rücksicht schuldig, — und es ist der umsichtigen Klugheit des verdienstvollen Herrn Kapellmeisters zu verdanken, daß der Fund glücklich gelungen ist, Sie werden sich im „Cortez“ dieser Tage genügend überzeugen können, daß Ihnen durch Ihren Ersatzmann nur Ehre wiederfährt, man kann dem durch Sie verwöhnten Publikum eben nur wieder Ausgezeichnetes bieten.“

„Sie sind sehr artig, Herr Direktor, ich wünschte aber, Ihre Rede wäre eben so deutlich und offen gegen

mich. Es scheint, Sie wünschen mein Wiederengagement gar nicht?"

„Es ist zur Unmöglichkeit geworden, außer Sie entschließen sich, den Kontrakt, als Reserve, als Stellvertreter des zweiten Tenors und des Spieltenors unter bescheidenen Bedingungen zu unterzeichnen."

„Ich?" schrie Jean wüthend, „ich? Vergessen Sie, wen Sie vor sich haben? Den tenor par excellence, mich, den gefeierten Rosetti."

„Herr! wenn ich Sie wieder haben könnte, wie Ihre Stimme in der Blüthe war, mich sollte das fünffache Geld nicht reuen, aber unter gegenwärtigen Umständen —"

„Was für Umständen?"

„Freund Rosetti! ich bedauere Sie aufrichtig, auch in meinem eigenen Interesse, das muß Ihnen einleuchten, aber hoffentlich werden doch auch Sie wissen, wovon ganz Paris voll ist?"

„Das wäre?"

„Um Himmelswillen, haben Sie denn keinen einzigen aufrichtigen Freund, der Ihnen den Staar gestochen hätte? — Nun sei's! Man sagt, Ihre Stimme sei total ruinirt, man erkenne in dem matten, umflorten, krankhaft reizbaren Organ nicht mehr Rosetti's Riesentenor, man glaubt, Sie hätten Ihre Prachtstimme verloren, weil Sie „zu viel gelebt" hätten."

„Also auch Sie meinen, mit meiner Stimme sei es nichts mehr?"

„Ich muß der Meinung des Publikums beistimmen, denn für mich ist Volkesstimme immer Gottes Stimme, ich bedauere Sie — Ihr letztes Auftreten —"

„Aha! Herr Direktor, der neue Tenor, Herrn Bonacini's Protegé, der Hahn im Korbe wird wohl die Ursache Ihrer veränderten Ansichten sein, und der Artikel im Courier, diese schamlose Verläumdung, welcher wegen man den Urheber gerichtlich wegen Ehrenbeleidigung belangen könnte, scheint Ihnen eben nicht ganz fremd zu sein."

„Ich kann mir in der That Ihre Sprache nur durch Ihren Stolz, durch die maßlose Eitelkeit erklären, welche der Grundzug Ihres Charakters ist. Folgen Sie meinem Rath! Für Sänger, besonders für erste Tenoristen, gibt es eine Zeit, in welcher sie unbändig stolz sind, und meinetwegen auch sein dürfen, haben dieselben, was jedoch wunderselten geschieht, sich ein Vermögen gesammelt, dann können sie noch zur günstigen Zeit abtreten, und den Ruhm mit in ihr Privatleben nehmen, sind aber die Tenoristen nicht reich, sind sie nicht so klug gewesen, sich durch Nachgiebigkeit und minder gespannte Forderungen eine Pension zu sichern, dann müssen sie anfangen sehr bescheiden zu sein, da man anfängt sie mit Recht für eine Last der Regie, und für sehr wenig brauchbare Möbel anzusehen."

„Ich verstehe Ihre Insolenz, und werde heute noch meine Rechnung mit Ihnen schließen."

„Belieben Sie sich deßhalb mit meinem Kassier in's

Einvernehmen zu setzen, welcher bereits zu diesem Abschluß ermächtigt ist!"

„Adieu, Direktor! Sie sollen von mir hören!"

„Es wird mich immer recht sehr freuen, und sollten Sie einmal wieder so glücklich sein, über Ihre ehemals so herrliche Stimme zu disponiren, dann soll es mir ein besonderes Vergnügen sein, mit Ihnen wieder wegen Gastrollen in freundschaftliche Verbindung zu kommen." — Rosetti's Sturz war bald zum Stadtgespräch geworden, Jedermann vergaß sehr leicht auf ihn, nur seine Gläubiger nicht, welche ihn förmlich in seiner Wohnung belagerten. Jean verkaufte alle Souvenirs, selbst die Glanzstücke seiner Garderobe, welche beim Anschaffen ein enormes Geld kosteten, und um einen unbedeutenden Preis verkauft werden mußten, da Jean zu stolz war, sie seinen früheren Kollegen zu überlassen. Rosetti's „Liebe" hatte sich den Schiffbruch ihres „Geliebten" zu Nutzen gemacht, und hatte mit dem größten Theil seiner Prätiosen das Weite gesucht, der Sänger selbst ließ sein Haus im Stiche, und erwartete im Gasthause nur den Abend, an welchem sein Nachfolger auftreten sollte, um dann sogleich abzureisen. — Noch traf ihn das Mißgeschick, seinen Rivalen früher auftreten zu sehen, als er vermuthete, und mit einem Erfolg, den er nicht ahnte. Mit falschem Bart, und überhaupt unkenntlich gemacht, wohnte er der Vorstellung bei. Schon als der junge Mann bescheiden, und mit Rosetti's kostbarem Herzogskostüme die Bühne betrat, ward er freundlich empfangen, die Entréeromanze,

die er sang, ward mit ungeheuerem Beifall aufgenommen, und bei jeder neuen Arie steigerte sich der Applaus, der junge Sänger hatte alle Herzen im Sturme erobert, und der arme Jean mußte mit seinen eigenen Ohren Äußerungen über seine eigene Person hören, die ihn im höchsten Grade verletzten, und seine Eigenliebe tief verwundeten. Die Vorstellung war beendigt, Jean ging instinktmäßig, wie ehemals in besseren Zeiten zum Restaurant, bei welchem sich alle Theaternotabilitäten versammelten, bald nach ihm, den Niemand erkannte, traten mit großem Gepolter die Herren ein. Der Held des Tages, an dessen Triumphwagen die Herren Urso, Noisette, Samuel und viele andere ehemalige Freunde Rosetti's zogen, auch der Direktor gegen seine Gewohnheit, und der alte Kapellmeister nach seiner unlöblichen Gewohnheit hatten sich eingefunden, es war des Lobes, der Schmeichelei und eben so wenig der Seitenhiebe auf Rosetti kein Ende. Der arme Jean bekam einen richtigen Begriff von Freundschaft, wenn er unter andern folgende Äußerungen hören mußte:

Kapellmeister: Sie haben mich überrascht, Monsieur Rossignol, trotz aller Mühe, die ich mir mit Rosetti gab, war es mir unmöglich, ihm die Reinheit des Trillers beizubringen, mit dem Sie heute glänzten. Rosetti war ein ungeschliffener Bauernjunge, der sehr viel Stolz, aber gar keine Schule aus seinem Dorfe mitgebracht, er machte unverschämte Forderungen, nicht wahr, Herr Direktor?

Direktor: Reden Sie mir doch von diesem auf-

geblasenen Menschen nicht mehr! Denken Sie sich, er behauptete noch bis zum letzten Augenblick, seine Stimme sei herrlich.

Samuel: Und doch klingt sie wie ein zerschlagener Scherben, ich werde den aufgeblasenen Menschen in meiner Revue hernehmen, daß ihm die Galle bersten soll, wenn er sie lies't.

Noisette: Ich habe bereits einen Artikel gegen ihn vom Stappel gelassen. Was denkt er denn anzufangen?

Direktor: Er sagte mir, er werde Kunstreisen machen, ich aber glaube, er thäte viel besser daran, wenn er sich eine Zeitlang von der Bühne zurückziehen und sich schonen wollte.

Urso: Ach, lieber Herr Direktor, Badereisen, Diät, Wasserkur, Alles kömmt zu spät, das sind in diesem Falle Fleischbrühen und Magenweine, die man dem Kranken nach dem Tode reicht. Jean's Amour sagte mir, er segle gegen Petersburg und gedenke dort Anker zu werfen.

Kapellmeister: Dafür habe ich gesorgt —

Urso: Zu seinem Vortheil gewiß nicht, hahaha!

Jean's Adern schwollen an, als er diese niederträchtige Conversation hörte, als er sah, wie die kleinen Trabanten um den neuen Stern sich schaarten, er war wüthend, doch hatte er die Klugheit, sich nicht zu verrathen, er verließ eiligst die Restauration, sein einziges Streben war Rache, aber er fühlte seine Ohnmacht und tröstete sich mit dem Gedanken, daß er als Komet jetzt

verschwinde, bald aber, wenn er wieder die Vollgewalt seiner Stimme besäße, wie ein Racheengel wieder zurück kommen, und seine Feinde niederdonnern würde. Am nächsten Tage reis'te Rosetti ab, — sein Ziel war Deutschland. Wird denn Deutschland, das mit Begier und Heißhunger den Auswurf unserer Literatur, für welchen wir uns schämen, verschlingt, nicht mit Jubel einen Pariser Sänger aufnehmen, wenn es auch bessere in der Heimat hat? Das Französische zieht in Deutschland immer; glaubenslose Hofmeister mit lockeren Sitten, halbgebildete Erzieherinen, deren Geist und Herz keine Erziehung erhalten, alberne französische Moden, lächerliche Sitten und verderblicher Luxus, der die Gesellschaft sicher dem Abgrund zuzieht, französische Frivolität — Alles wird in Deutschland so ungemein hitzig und freudig aufgenommen, so daß viele Deutsche mehr französisch sind, als die Franzosen selbst! Jean hatte gerade keine schlechte Idee, daß er nach Deutschland ging, freilich in den großen Städten, in welchen man die ungünstigen Referate las, blühte für den Sänger nicht viel Glück, und er versuchte auf mehreren kleineren Bühnen sein Heil nicht ohne Erfolg, und die Stimme der Kritik ließ sich zu seinem großen Troste dahin vernehmen: Wenn auch Herr Rosetti in Paris nicht mehr der erste Tenorist sei, so sei er doch noch immer ein höchst respektabler Sänger ersten Ranges, und es komme erst darauf an, ob das Urtheil der Franzosen, deren Gunst in jeder Beziehung so außerordentlich launenhaft und wandelbar sei, auch ein triftiges Urtheil über Herrn Rosetti's Leistungsfähigkeit

gefällt hätten. Jean, dem einst die größten Triumphe in der Weltstadt nicht genügten, ließ seine Eitelkeit auf diesen dürren kleinen Wiesen grasen, und trug seinen Kopf wieder sehr hoch. Er hatte durch seine Gastrollen sich ein kleines, freilich sehr bescheidenes Vermögen erworben, — er fing als Spieltenor hie und da wieder Glück zu machen an, — jetzt war auch wieder jede Erinnerung an das bescheidene Glück, das ihm in Beauvalé geblüht, die in seinem Herzen wieder erwachte, nachdem er sich allein, verlassen, verhöhnt dastehen sah, verbannt. Jean glaubte, er müsse noch einmal reussiren, und er träumte von Millionen, mit welchen er sich zurückziehen wollte von der Laufbahn des Ruhmes und der Ehre, auf welcher die meisten Wettläufer Wahnsinnige oder Märtyrer werden. — Plötzlich verstummten alle Nachrichten und Gerüchte über Rosetti, und nur einmal vernahm man, daß „der ehemals so berühmte Sänger" seine angegriffene Gesundheit in einem deutschen Bade zu restauriren suche, und daß sich einige berühmte Brunnenärzte dahin ausgesprochen hätten, daß es gar nicht unter die Unmöglichkeiten gehöre, daß sein so sehr angegriffenes und reizbares Organ, unter zweckmäßiger Behandlung sein ganzes Volumen, vielleicht selbst die frühere Reinheit wieder erlangen könnte. Noch überraschender klang für die Pariser die Nachricht, die sie in einer ausländischen Korrespondenz, beiläufig nach Jahresfrist seit Jean's Abreise, lasen, daß er in den Salons eines kleinen deutschen Hofes, der ihn schon früher mit Gunstbezeugungen überhäuft

hatte, aufgetreten sei, und für seine herrlichen Leistungen unglaublichen Beifall geerntet habe. — Gegen Jedermanns Vermuthen erschien Rosetti plötzlich in Paris, seine Erscheinung war elegant, sein Aussehen blühend und gesund, in seiner Physiognomie spiegelte sich wieder Stolz und Selbstgefälligkeit. Monsieur Rossignol, dem alle Herzen zugeflogen waren, hatte Fiasco gemacht, und gerade kein gelindes, der „Zögling" war in einer und derselben Rolle hinter einander aufgetreten, der Charivari, in Paris eine Potenz, wie der in London eine Großmacht, hatte mehrmal von abgerichteten Gimpeln und von Kapellmeister — Flageonetten — gesprochen, Rossignol mußte, um seine Ehre zu retten, schnell in einer Partie auftreten, die er nicht recht inne hatte, er trat so ungeschickt auf, daß er strauchelte, und des Publikums ingrimmiges Zischen, welchem gegenüber die bestorganisirte Claque die Waffen streckte, brachte ihn in solche Verwirrung, daß er jämmerlich und rettungslos durchfiel. Welche Satisfaktion für Jean, welches Vergnügen für den Direktor, als er seinen „theuern Rosetti" eines schönen Frühlingsmorgens in sein Bureau eintreten sah. Mit welcher Wärme umarmte der unbeschnittene Jude den Sänger, den er im schlimmsten Falle für eine Citrone hielt, aus welcher man noch einige respektable „Tropfen" pressen könnte. Sogleich wurden ihm mehrere Gastrollen zugesichert, und ein sehr günstiger Kontrakt als Lockspeise in Aussicht gestellt. In der That, die erste Probe fiel befriedigend aus, so sehr auch Rosetti seine Stimme

schonte, wieder schaarten sich die ehemaligen „Freunde“ um den „Vielbetrauerten,“ der es sich gefallen ließ, um, wenn sein Glück wieder einmal fest begründet war, recht empfindliche Rache an ihnen zu üben. Die Journale versprachen einen Hochgenuß, die Neugierde des Publikums ward aufs Höchste gespannt, und eine solche Masse von Menschen strömte herbei, um den alten Liebling zu hören, daß mehr als die Hälfte der Herzudrängenden bei der Kassa unbefriedigt abgewiesen werden mußte. Der Direktor drückte in seinem Hochgenuß seinen „Liebling“ an die zärtliche Vaterbrust.

Es ward die „Stumme von Portici“ gegeben, Massaniello war eine der Glanzpartieen Jean's, und stolz promenirte er im malerischen Fischerkostüme hinter dem Vorhang zwischen seinen ehrfurchtsvollen Kollegen. Die Ouverture war beendigt, Jean's Auftreten war ein Signal zu jeder Art von Beifallsbezeugung, die er mit dem Gefühle eines Mannes entgegennahm, den die Ungerechtigkeit aus seinem Vaterlande verbannte, den die Reue und das Bewußtsein eines großen Verlustes wieder zurückrief, und dem man jetzt das angethane Unrecht wieder vergüten wollte. Jean war vielleicht nie so stolz gewesen wie diesen Abend, nie aber ging auch die Hoffart so gar nahe vor dem Falle, wie dießmal. — Mit Befremden nahm man das Schwanken der Stimme wahr, es schien mit ihr zu geh'n, wie mit einem Kranken, der nach langem Schmerzenslager, mit unsicherem Schritt wieder einmal das Gehen versucht. Im lyrisch-sentimentalen Schlummerlied trat diese Unsicherheit schon so deut-

lich hervor, daß einige Stimmen sich lachend, ja vernehmlich witzelnd vernehmen ließen, z. B. ob Herr Rosetti aus Gefälligkeit die Rolle der „muette" übernommen habe," kurz, es war bald über die Stimmung des Publikums kein Zweifel mehr, als Jean im Verlaufe der Oper seine ganze Stimme verlor. Starrsinnig widersetzte er sich gegen den Direktor und Regisseur, er wollte nicht mehr „vor dieses elende Publikum" treten, da mußte der Polizeikommissär des Arrondissements einschreiten, Jean ward gezwungen, nochmals in der letzten Scene aufzutreten — es war das letzte Mal in seinem Leben. In seiner Zorneswuth hatte er eine Flasche Weines hinabgestürzt, und eilte hinaus, um seine Rolle, in der er als Wahnsinniger, als Vergifteter fällt, auszuspielen. Die Lebhaftigkeit und Naturwahrheit seiner Darstellung erregte das lebhafteste Interesse im Publikum, das den bankerotten Sänger über den ausgezeichneten Schauspieler vergaß. — Der Vorhang war gefallen, nur zu naturwahr hatte der arme Jean gespielt — er war wirklich wahnsinnig geworden, es war der Wahnsinn seiner Rolle und die Vergiftung, von der er glaubte, daß seine Nebenbuhler die Urheber gewesen, — eine traurige fixe Idee für ihn geworden. Man brachte ihn mit Mühe in das Irrenhaus, — wahre Freunde hatte er keine, darum bekümmerte sich um den wahnsinnigen Sänger kein Mensch mehr, — und die, welche in der Entfernung an ihn manchmal dachten, hatten keine Ahnung davon, wie schrecklich sein Stolz, sein Undank gestraft worden sei!

Unsere Bekannten in Beauvalé führten ein glückliches ländliches Stillleben, noch hatte der Tod nicht in den kleinen trauten Kreis mit eisig kalter Hand gegriffen, es war vielmehr ein rechter Familienfrühling da zu schauen, muntere frische rosige Kinder, rüstige Enkel, und die vier Menschenjahreszeiten reichten einander die Hände in glücklicher Harmonie. Alle leben noch, und wie gesagt, es sind noch einige Köpfchen mehr hinzugekommen, liebliche Köpfchen, wie die der Engel, die so selig die Sixtinische Madonna umrahmen. — Es ist wieder heiliger Abend, das schöne, gemüthliche Kinderfest, an welchem Eltern und Großeltern selbst wieder zu Kindern werden mit den Kleinen. Vater Baptiste scheint sehr guter Laune, die beiden Schwiegermütter machen eine sehr seltene und sehr rühmliche Ausnahme von der Regel, nach welcher deren friedliches Zusammenleben und Einverständniß zu den sprichwörtlichen Unmöglichkeiten gehört. Jerome, der Hauswirth, und Margot, seine noch immer sehr hübsche Frau, müssen sehr klug zu Werke gegangen sein, da sie es so weit brachten, daß die Eltern nicht bis zu ihrem Absterben auf ihrem Hofe verblieben, sondern zu ihren Kindern zogen, um mit ihnen eine Familie zu bilden. Vater Baptiste beharrte darauf, sein Hof, der wieder sehr schön und vollkommen ausgebaut war, sollte einmal seinem ältesten Enkelchen, einem kräftigen schwarzbraunen Bürschchen gehören. Daß Jerome ehemals ziemlich roh und wild gewesen war, haben wir schon gehört, wir müssen es aber zu seiner Ehre nachsagen,

daß sich dieser Fehler an ihm gar nicht mehr bemerkbar machte, Margot war ein kluges Weib, welches alle Schwächen des Ehemannes vollkommen kannte, und ihn so genau studirt hatte, daß sie ihn vollständig leitete und regierte, ihm jedoch gerne die Meinung ließ, daß er der unumschränkte Herr im Hause sei. Jerome achtete seine Margot ihrer Klugheit, ihrer Sparsamkeit, ihrer verständigen Haushaltung und ihrer von der Vernunft und dem Glauben geregelten Liebe zu ihren Kindern wegen außerordentlich hoch, und diese Achtung der Gatten ist eine bei weitem festere Grundlage des Familienglücks, als die sentimentale, feierliche, vorüberrauschende „Liebe," von welcher man oft in Büchern sehr viel lies't, in einem mehrjährigen Ehestande aber sehr wenig findet. — Margot, auf deren Stirne der erfahrene Menschenkenner manche Furchen sah, die nicht Familiensorgen konnten gegraben haben, sondern die einen frühzeitigen Gram beurkundeten, war jetzt vollkommen glücklich. Das christliche Pflichtgefühl, das Bewußtsein, daß nur in stiller Resignation, im segnenden Walten der Gattin und Mutter im trauten Familienkreise, das wahre Glück für sie erblühen könne, hatte endlich im Verein mit dem Balsam der Alles heilenden Zeit auch die Wunden vernarbt, welche die erste Liebe ihrem Herzen geschlagen. — Margot war zu edel, als daß ihr der Sieg über die Neigung zu dem maßlos Undankbaren, zu dem im Laster Versumpften noch immer hätte schwer werden können, und eben, weil sie den trockenen aber biederen Jerome, der in der That

nie ihres Verhältnisses zu Jean Erwähnung that, nicht mit der Gluth blinder Leidenschaft liebte, war sie in ihrer Ehe desto glücklicher. Mit freudigem Blicke betrachtete sie ihren Familienkreis, und stellte sich schon den lustigen Reigen vor, den die Kleinen machen würden, wenn nur erst einmal die Zeit kommen würde, in welcher das Christkind seine Bescheerungen bringt. Eltern und Großeltern eilten auf das gegebene Zeichen in die Nebenkammer, um Alle ihre Geschenke zu empfangen, und sich Eines an der Überraschung des Andern zu weiden, da trat wankenden Schrittes ein Bettler ein, dessen verstörtes Angesicht eine lange Geschichte von Leiden erzählte. Er war erstarrt von Kälte, und sank auf die Ofenbank nieder.

„Mutter!“ rief die kleinste Tochter, „ein Bettler, ein Bettler! Ach, um Gotteswillen! Am heiligen Weihnachtsabend betteln geh'n müssen, und keine Heimat haben, das ist schrecklich.“

„Da, Marie, wärme schnell für den armen Mann eine Suppe, die wird ihm wohlthun in diesem entsetzlichen Frost! Auch ein Stück Fisch und Weißbrot gib dem Unglücklichen. Am heutigen Abend sollte es auf der Welt keinen Unglücklichen geben, wenn es von mir abhängen würde,“ rief aus dem innersten Herzensgrunde die junge Frau, während die Wolken trüber Erinnerungen an traurig durchweinte Weihnachtsabende über ihr Angesicht zogen, und ihm einen wehmüthigen Ausdruck verlieh, den ihr Gatte für eine Äußerung des Mitleids hielt.

Der Bettler saß im Dunkeln hinter dem Ofen auf der Bank, er verschlang gierig die Speisen, die ihm die Mildthätigkeit reichte, und verlangte zu wiederholten Malen Cognac. Der Wirth reichte ihm willig die ersten zwei Gläser, weil er glaubte, der Bettler wolle sich wärmen, versagte ihm aber die ferneren, bis der zitternde Bettler darauf drang. Mit Abscheu wandten sich Alle von dem Elenden, der durch Trunkenheit den heiligen Weihnachtsabend entweihte, und es kümmerte sich Niemand mehr um den Trunkenbold, welcher auf der Ofenbank zu schlafen schien, aber mit starrem Auge fest auf die Scene des heiteren Familienglückes schaute, — der Erzähler braucht es seinen Lesern nicht zu sagen, daß es Jean Michel war, der dem Wahnsinn verfallen, fast noch blödsinnig war. Man hatte seine Heimatszuständigkeit erforscht, und ihn nach Beauvalé gebracht, er war aber seinen Begleitern entflohen, und hatte sich in der Gegend mehrere Tage herumgetrieben, bis ihn endlich die Noth und der Frost in das Wirthshaus trieb, in welchem er niemals Margot als Hausfrau, als glückliches Weib, als gesegnete, geliebte, zärtliche Mutter vermuthete. Was der Unglückliche empfand, als sich des Irrsinns Schleier von seinem Geistesauge hob, als er mit flüchtigem Gedankenblick das Einst und das Jetzt verglich, ist schwer zu schildern. Schon erklang der Glocken feierlicher Ruf durch die kalte finstere Winternacht, ein Mahnruf zum Preise des Allerhöchsten, der in unergründlich gränzenloser Liebe zu der Menschheit herniederstieg, da eilte Alles dem Gotteshause zu, um

der heiligen Mette beizuwohnen, nur ein Knecht war zur Bewachung des Hauses zurückgeblieben, welcher redselig dem Bettler über alle Familienangelegenheit Auskunft gab, und willig mit ihm eine große Bouteille Franzbranntwein leerte, welche Jean baar bezahlte, wie denn überhaupt seine Kleidung von jener der gewöhnlichen Bettler bedeutend abstach, was man bei näherer Beobachtung sogleich wahrnehmen konnte. Trotz seines Rausches empfand Jean doch das ganze schwere Gewicht des Verlustes, den er nur sich selbst zuschreiben mußte, welch ein Glück hatte er im Leichtsinn, in der Tollheit seines Ehrgeizes von sich verstoßen. Jetzt fühlte er erst recht, wie sehr er Margot geliebt hatte! — Jean bedeckte mit den Händen seine Augen, er schluchzte krampfhaft und gab auf die Fragen des Knechtes keine Antwort. Plötzlich drangen die Engelsstimmen der mächtigen Glocken durch die stille Nacht, Jean kannte dieses Zeichens Deutung, es verkündete die Beendigung des Gottesdienstes, er stand schnell auf, und sprach hastig zu dem Knechte, der sein Schulkamerad gewesen: „Gute Nacht, Benoit! ich muß gehen, ich habe heute noch einen weiten Weg zu machen."

„Heute noch?" fragte schlaftrunken und gähnend der Knecht, „nun, wenn's sein muß, so trinket noch den Rest aus, es wird Euch wärmen, denn die Nacht ist bitter kalt."

Jean stürzte den übrigen Branntwein hinab und eilte hinaus, ihn trieben Gewissensbisse und marternde Reue, er wollte das Angesicht der lieben Margot und

der Zieheltern nicht mehr sehen — er hatte sie ja so tief gekränkt, auch Jerome, seinem beneideten Nebenbuhler, wollte er im Leben nicht mehr begegnen, — als die Heimkehrenden nach dem Bettler fragten, gab man ihnen zur Antwort, er sei gerade fortgegangen.

Die Gatten versammelten ihre Kinder und ihre Dienstleute zum Nachtgebet, es war ein rührendes, wohlthuendes Schauspiel, sie Alle vereint in Andacht knien zu sehen, auf einmal erklang durch die finstere Nacht in der Nähe des Fensters ein Lied, das ein heimatloser Sänger mit unsicherer bebender Stimme sang:

Bemühe Dich, es zu vergessen,
Daß Du je ein Glück besessen,
Denk', es war ein Spiel der Fantasie,
Denke, Du besaß'st es nie!

„Barmherziger Gott! das ist Jean Michel!" rief Margot, und fiel fast zu Boden. Jerome und die Knechte nahmen schnell Laternen und eilten hinaus, sie konnten den unglücklichen Sänger nicht finden. Erst am Morgen, als die Leute beim Halbdunkel in die Kirche gingen, sahen sie zum größten Entsetzen in den Sandgruben auf hohem Schneelager die Leiche eines Unbekannten, eines Erfrorenen hingebettet. Es war Jean Michel, der gestern den letzten heiligen Weihnachtsabend erlebt. Auf dem Friedhofe von Beauvalé steht ein bescheidenes Kreuz mit der Inschrift:

Hier liegt der ehemals so berühmte und
gefeierte Sänger Rosetti!
Gott sei seiner armen Seele gnädig!

Des Oberförsters Braut.

1. Herr Guido, der Adjunkt.

Lange hatte nichts so großes Aufsehen gemacht in Schwarzenhammer, als die unerwartete Ankunft des Forstadjunkten Guido Fröhlich. Und obendrein auf der Extrapost! Ein Forstadjunkt ist freilich noch immer keine bedeutende Persönlichkeit, wenn es eben nur ein gewöhnlicher Forstadjunkt ist, aber Guido war jedenfalls kein gewöhnlicher Forstadjunkt, darüber waren alle Insassen im Schwarzenhammer einig, die Männer wunderten sich über seine schönen Meerschaumköpfe, über seine herrlichen Gewehre, über seine prächtigen zwei Jagdhunde, über seinen vollgespickten Geldbeutel, seine Freigebigkeit mit Silberstücken, seine Sparsamkeit mit Worten, seinen vertrauten Umgang mit dem launenhaften alten Grafen, sein so gar wenig unterthäniges Benehmen gegen den alten Oberförster und die übrigen Revierjäger, noch wußte Niemand, in welchem Gehege er angestellt würde, aber das war sicher, er war so stolz, daß er mit keinem Forstadjunkten vertrauliche Bekanntschaft machte,

und daß ihm ihr allzufreies Leben, ihre wüsten Gelage, und ihre nicht immer gerade skrupulösen Lieder gar nicht behagten — die Forstleute und die Bauern sagten, der Herr Guido sei stolz. Die Weiber sagten, er sei reich, denn er trug Wäsche, die selbst für einen Förster doch zu fein gewesen wäre, er hatte lauter funkelneue Kleider, und gab Diskretionen für jeden kleinen Dienst, den man ihm erwies, was man von den andern Forstadjunkten zu sehen nie gewohnt gewesen. Die jungen Burschen ärgerten sich, denn alle Dirnen sagten, er sei auf viele Meilen herum der schönste Mann. Nun, die „Schwarzenhammer" Dirnen zeigten durch ihr Urtheil keinen schlechten Geschmack, denn Guido war wohl etwas zu groß, von Natur aber vollkommen proportionirt gebaut, seine hohe Stirne war von dem üppigsten blonden Haarschmuck freilich etwas wild umrahmt, seine großen, etwas zu starken Augenbraunen beschatteten ein feuriges, kühnes, blaues Auge, das mit Adlerblicken wie mit Pfeilen herumschoß, seine feine gebogene Nase, das markirte Kinn, und ein unbeschreiblicher Zug um den sehr edel geschnittenen Mund gaben Zeugenschaft von starkem Selbstbewußtsein, das man sehr leicht für Stolz halten konnte, — ein sehr üppiger Bart beurkundete den Jäger, während eine ausnehmend feine, wohlgepflegte, weiße Hand eher den Schreiber, als den Jäger verrieth. Die armen Leute überströmten von Guido's Lob, denn nie, wenn er durch den Waldgang ging, hinderte er sie im Aufklauben des erstorbenen Holzes, erwiederte mit der größten Leutselig-

keit ihren Gruß, was des griesgrämigen alten Oberförsters Sitte eben nicht war, dessen Lieblingsleidenschaften Fluchen, Schimpfen, Trinken und Stich-Brandeln waren; dem Guido schien der Herrendienst nicht vor dem Gottesdienst zu gehen, denn er hatte niemals am Sonntag während des Amtes und der Predigt „unabweisliche und unverschiebbare Geschäfte“ im Wirthshause und im Walde abzumachen. Überhaupt war Guido in den ersten Tagen seines Hierseins im Schwarzenhammer noch in keinem Wirthshaus gewesen, und hatte blos einmal bei der Bahn im Herren- oder Hirschenwirthshaus den Kegelschub mitgemacht. Die brennende Tagesfrage im Schwarzenhammer war nun natürlich die, ob der Herr Guido dem Hirschenwirthshaus oder dem goldenen Hufeisen seine Gunst und sein Geld zuwenden würde; natürlicher Weise wurde diese brennende Frage von den betheiligten, auf einander im höchsten Grade neidischen Wirthsleuten sehr oft und mit der größten Gründlichkeit besprochen, und von den Zechbrüdern auf Hirsch und Hufeisen ansehnliche Wetten gemacht. Beide Schilder übten eine gewisse Anziehungskraft. Die Hirschenwirthin war eine noch rüstige, sehr reiche, aber unbeschreiblich böszüngige Witwe, welche Alles in der musterhaftesten Ordnung und Reinlichkeit hielt, auf sehr gute Ordnung und gutes Bier sah, sie hatte eine einzige, gebildete und hübsche aber eitle Tochter, welche sang und Guitarre spielte, und die Honoratioren von Schwarzenhammer gingen fast alle in den Hirschen, aber das waren meistens alte, lang-

weilige Bekannte, ein verschnupfter, über die Ohren verschuldeter Apotheker, ein alter Tabakverleger, ein tauber Postmeister, und dann und wann der alte, herzensgute, aber höchst einsilbige Pfarrer. Das war offenbar keine Gesellschaft für junge Leute, punkt halb eilf Uhr brannte im Hirschen selten ein Licht mehr, die Wirthin war bequem, und das Spielen um einen halben Kreuzer drei Stich, oder um einen Kreuzer das Hundert im Tarok stand nicht dafür, denn der Gewinnst ging richtig auf Licht und Kartengeld auf. Da war's im Hufeisen schon viel lebhafter und lustiger. Der Wirth selbst war ein äußerst fideler Kunde, er wußte viel von seinen Erlebnissen als Soldat zu erzählen, und sein täglicher Rausch zählte immer unter die ersten. Er hielt selbstverständlich auch sehr gutes Bier, das mußte „glänzen wie Gold," und „herunterlaufen wie Taffet," und wenn es gerade auf die Neige ging, oder es hatte zufällig hineingeregnet, rühmte er's gar ausbündig, soff sich voll, und flüsterte seinen zwei Töchtern zu: „Mädeln, heut müßt Ihr apart freundlich mit den Gästen sein, 's Bier hat ein Stich, und trüb ist's auch." Zum Freundlichsein brauchten die Dirnen eben keine besondere Aufmunterung, sie waren ohne Mutter aufgewachsen, und das steckte ihnen so recht im Blut. Der Wirth ließ alle dummen Späße mit sich treiben, so ließ er sich zum Beispiel Juxes halber bei der Tanzmusik hinauswerfen und durchbläuen u. s. w. Einmal hatten sie ihm Häckerling in die Pumpenkästen hineingeworfen, und lachten sich schier zu

Tode, als derselbe verrätherische Häckerling in ihren Halbgläsern wieder zum Vorschein kam, und der Spaß gefiel dem Hufeisenwirthe über die Massen, denn er ging von dem Grundsatz aus: Leuten, die große Zechen machen, darf ein vernünftiger Wirth gar nichts übel nehmen. Im Hufeisen wurde täglich Karten gespielt, und selten um geringes Geld, auch Harfenistenmädeln kamen oft und sangen und spielten zum Ergötzen der Gesellschaft, — und wenn im Hirschen höchst selten ein Ball war, so gab's im Hufeisen um so öfter ein lustiges Tänzchen, bei welchem sich alle lebenslustigen jungen Leute einfanden, von der Polizeistunde war selten im Hufeisen die Rede, und kam ein Gensdarm zufällig zu dem Rummel, so legten die Gäste jedesmal regelmäßig die Strafgebühr zusammen, die der Wirth am Amte zu bezahlen hatte. Die jungen Leute nannten ihn nur den Vater Jakob, und rühmten besonders die Eigenschaft an ihm, daß er die Zeche oft bis zum Gehaltstag anstehen ließ, Vater Jakob zahlte seine Bräuer eben nicht auf's Pünktlichste, und darum pressirte ihn eben auch die Bezahlung von seinen Gästen nicht, wenn sie nur übrigens sicher war. Vater Jakob's zwei Töchter, die Evaliese und die Anna Margareth waren, was die jungen Leute „fidele Mädeln" nannten, ihr Ruf war freilich etwas anrüchig, aber das kümmerte ihn und sie nicht sonderlich. Unterhaltung gab's also im Hufeisen mehr als im Hirschen, und die jungen Jägerburschen erwarteten mit Sicherheit, daß auch Guido ein Stammgast des Vaters Jakob werden würde, obgleich

ihnen seine Gesellschaft nicht sonderlich zusagte. Aber sie sahen sich am Sonntag schon getäuscht, denn Guido ging in's Herrenwirthshaus, was man ihm als unbändigen Stolz für einen Forstadjunkten auslegte, der unter seines Gleichen gehörte, wenn er auch Geld hatte, und seine goldene Cylinderuhr in zehn Steinen ging. Der fuchsrothbärtige Förster Bruno von der Buchenhöh, ein recht rabiater Jägersmann, meinte: „Es soll mir nur das Milchgesicht unter die Hände kommen, den werd' ich schon rührig und gelehrig machen, wie einen Jagdhund, und werd' ihn Nächte lang auf den Anstand schicken, wo's keine Katz zu schießen gibt. Aber ich möcht' nur wissen, was der alte Herr Graf an dem jungen Fant für einen Narren gefressen hat, — erst gestern hat er ihn zu Tisch geladen, und diese Ehre wiederfährt nur dem Oberförster einmal im Jahr, bei der Treibjagd. Gebt Acht, an dem Guido, diesem aufgeblasenen Lecker, bekommen wir noch einen Spion, mit mir ist aber nicht zu spaßen, wenn ich einmal anfange!" — Guido mußte wohl die Stimmung, die gegen ihn besonders unter seinen Kollegen herrschte, ohne Mühe erkannt haben, denn er wich ihnen aus, kümmerte sich um sie gar nicht im Geringsten, ging seiner Wege, durchstreifte den ganzen Tag lang die Wälder, vergrub sich am Abend in die Forstbücher und Waldrechnungen, und ging am Sonntag, wie erzählt, in den Hirschen. Die Gesellschaft behagte ihm dort offenbar gar nicht, er konnte sich mit den alten Leuten, die immer absolutes Recht haben, keinen Widerspruch leiden und immer nur hofmeistern woll-

ten, unmöglich gefallen, aber es war, wie man später sehr bald herausfand, ein anderes Magnet, das ihn hinzog, das war der Wirthin einzige Tochter, Karoline. Hübsch war das Mädchen, das mußte selbst ihr Feind sagen, und daß sie stolz, nachrederisch, zänkisch und rechthaberisch wie die Mutter war, das mußte Jedermann bemerken, der auch nicht ihr Feind war. Die Mutter hatte sich durch die Geläufigkeit ihrer Zunge, durch das Höllenspektakel, das sie den ganzen Tag über im Hause aufführte, den Ehrennamen „die Wetterhexe" erworben, im Hirschen donnerte und wetterte es zu allen Jahreszeiten und allen Tagesstunden, die Wirthin muß es in dem Buche eines berühmten Doktors gelesen haben, daß der Zorn eine heilsame Erschütterung, und als solche höchst gesund sei, und sie schien von diesem Gesichtspunkt für ihre Gesundheit höchst besorgt zu sein, denn sie ärgerte sich den ganzen Tag. Guido saß allein beim Fenster, und da ihm das ungemein fade Geschwätz der Alten langweilte, las er die Zeitung. Die Alte räsonnirte fort mit dem Dienstmädchen:

„Du alte, schmutzige Sau, Du! nichts kann sie sauber machen, sind denn diese Deckel spiegelhell, wie es sich geziemt, sind diese Gläser rein? Hast Du wieder einmal vergessen, den Tisch abzuwischen? Da schau her, Du elende Schmierampen, da kann man mit dem Finger in den Staub schreiben. Verdienst Du nicht, daß man Dir Alles um Deinen vergeßlichen Schädel herumhaut, Du schmutzige Vettel, Du. Gott sei Dank, daß Deine Zeit mit diesem Monat zu Ende ist, ich müßte

mich mit Dir zu Tode ärgern, Du Aas! Wie ich in Deinem Alter war, da hättest Du mich sehen sollen, wie ich mich gedreht hab', aber heut zu Tage! Lauter stinkende Faulheit. Wollen die Dienstmenscher einen hohen Lohn, wollen gut und viel fressen, und lange schnarchen, aber zur Arbeit haben sie eben gar keine Lust. Faule, nichtsnutzige Dirne! siehst Du nicht, daß dem Herrn Oberförster sein Glas leer ist? Soll vielleicht ich noch für Dich in den Keller laufen, und Bier holen. Spute Dich, daß ich Dich nicht treiben muß!"

Unterdessen, während das Mädchen, welches durch den beständigen Zank der Wirthin wirklich ganz abgestumpft, ja verstockt gemacht wurde, in den Keller ging, saß Karoline im Sonntagsstaat und mit schön frisirten Haaren, den Strickstrumpf in der Hand, ohne zu stricken, müssig da, und blinzelte nach dem schönen Guido hinüber, der seinerseits auch manchmal einen Blick nach ihr warf, und leicht erröthete, wenn er bemerkte, mit welchem Wohlgefallen sie ihn betrachtete. Auffallend war es, daß Karoline müssig dasitzen konnte und durfte, während so viele Gäste da waren, aber sie war selbst so heftig wie die Mutter, und ließ sich nichts befehlen, sondern war gleich entsetzlich grob und unerträglich widersprächig. Die Stammgäste saßen an ihrem Tisch, und der Apotheker hatte gerade dem Oberförster etwas in das Ohr gelispelt, was offenbar seine Eitelkeit verletzte, und seine Autorität in Frage stellen mußte, denn er herrschte dem Adjunkten mit barscher Stimme zu:

„Herr Adjunkt!"

„Was beliebt, Herr Oberförster?“

„Ich möchte wissen, warum Sie allein sitzen?“

„Vielleicht, weil es nicht anständig für mich ist, daß ich mich unter die Honoratioren setze.“

„Das ist richtig, aber wenn man es Ihnen erlaubt —“

„Das ist etwas anderes, — mit Vergnügen.“

„Sie haben sich bei mir noch gar nicht gemeldet, mir Ihre Papiere noch nicht zur Einsicht gegeben —“

„Ich dachte, es wäre nicht nothwendig gewesen —“

„Nicht nothwendig? Himmeltausend! — nicht nothwendig? Sie müssen närrisch sein, oder haben Sie bei einem Oberförster gedient, der ein Esel war.“

„Ich habe noch unter keinem Oberförster gedient.“

„So, so, da ist man so hergelaufen gekommen?“

„Das gerade nicht, ich bin absolvirter Forstakademiker.“

„Unsinn! mit der Akademie, wenn die Herren Euch junge vorlauten Lecker nicht einmal Subordination lehren. Kreuz, Pulver und Blei, hier wird getanzt, wie ich pfeife, das merke man sich.“

„Ich dächte, der Herr Graf —“

„Graf hin, Graf her, der Oberförster bin ich, in Forstangelegenheiten führe ich das Kommando.“

„Jedenfalls, Herr Oberförster, aber ich denke, Sie führen das Kommando nur im Namen und Auftrag des Herrn Grafen, und nur so lange, als es ihm eben beliebt.“

„Führen Sie keine frechen Reden gegen Ihren Oberförster, Herr Adjunkt.“

„Verzeihen Sie, Herr Oberförster! noch sind Sie nicht mein Vorstand, und noch bin ich nicht Ihr Adjunkt.“

„Was sind Sie denn also?“

„Da müssen Sie den Herrn Grafen fragen, der aber bis jetzt auch noch nicht mein Herr ist.“

„Himmeltausendschockschwerenoth! Der Herr Adjunkt sind am Ende gar ein gewaltiger gnädiger Herr und Prinz, ich rathe Ihnen aber, mir nicht zwischen die Beine zu laufen, denn der erste Adjunkt, dem ich mores gelehrt habe, wären Sie eben nicht.“

Während der junge Mann mit kaum verheimlichtem Hohne lachte, sprach der Apotheker begütigend:

„Herr Guido Fröhlich, nicht wahr, das ist Ihr Name? wenn ich bitten darf.“

„Zu dienen!“

„Ich habe bei meinem Herrn Gevatter, dem Postmeister, eine Adresse auf Ihrem Briefe gelesen: An Herrn Guido von Fröhlich, gräflich Lichtenbergischen Forstbeamten, — war's so richtig?“

„Ja.“

„Und in dem Briefe war viel Geld —“

„Kann möglich sein.“

„Wissen Sie was, Herr von Fröhlich, Sie sollten nicht so gar in sich verschlossen sein, junge Leute wollen ihr Vergnügen haben, und Sie könnten sich sehr

gut mit uns unterhalten. Erlauben die Nachfrag: Sind Sie schon verheiratet?"

„Meines Wissens nicht!" entgegnete Guido boshaft.

„O, der Schelm! Wir haben im Schwarzenhammer sehr schöne Mädchen. Ich will nicht von meiner Anastasia, von meiner Eulalia reden, das sind ein Paar wahre Goldmädchen, die sollten sie französisch parliren und Fortepianospielen hören."

„No, ich dächte, meine Euphrosina kann's schier eben so gut," bemerkte harmlos der Tabakverleger, „aber heut zu Tage schauen die Herren weniger auf französische und musikalische Kunststücklein, als auf eine schöne Mitgift, und meine Euphrosine, als meine Einzige, wird schon ein passables Heiratsgut bekommen."

„Ach, Herr Nachbar," sagte ärgerlich der Apotheker, „reden Sie nur nicht immer vom Geld, Geld macht nicht glücklich, die Bildung ist die Hauptsache, Sie prahlen immer mit Ihrem Geldsack."

„No! no! nur nicht zu hitzig!" sprach besänftigend der Verleger dem Apotheker seine mit Rapé gefüllte Dose hinreichend, „wenn Sie sagen, Geld macht nicht glücklich, so haben Sie Recht; pro primo kann man auch ohne Geld glücklich sein, pro secundo kann man auch mit Geld glücklich sein, pro tertio ist man aber in der Regel leichter glücklich, wenn man Geld hat, Sie sehen, wir haben Beide Recht."

„Der Postmeister redet gar nichts dazu," bemerkte der Apotheker.

„Was soll man sagen? 's Bier ist ganz passabel' aber der Preis will noch immer nicht herab."

Lachend schrien ihm die Stammgäste in's Ohr, wovon die Rede war, und er entgegnete ganz gelassen:

„Ja so! Unsereins beim Postwesen hat mancherlei zu überlegen und zu berechnen, und da kann man gerade nicht immer auf den Diskurs der Leute Acht haben. Meine Sofl bekommt einmal, wenn ich Alles erhalt, und nichts davon noch durchhau, 5000 Gulden baares Geld, es muß aber ein Mann sein, der Charakter und Stellung hat, der meine Sofl einmal bekommen soll."

„Sehen Sie, Herr Guido," bemerkte die Wirthin spitzig, „wie leicht es Ihnen in Schwarzenhammer wird, sich eine Frau zu wählen. Es ist ein rechtes Kreuz, wenn es in einem Orte viele heiratsbare und brave Mädchen, aber wenig heiratslustige Männer gibt, die selbst einen Herd aufbauen können. Hier braucht man nur die Hand auszustrecken, da hängt an jedem Finger eine. Z. B. im Hufeisen gibt's ihrer gleich zwei, die auf's Heiraten wie verpicht sind, aber es beißt keiner an. Ich redt nicht gerne nach, denn ich bin gewiß eine gute Christin, aber Gnad' Gott dem, der sich bei der Evalise oder gar bei der Anna Margareth verschnappte, sind beide schlampete, schmutzige Dinger, machen nichts sauber, die Wäsche, pfui! und gelernt haben sie nichts ihr Lebtag lang. Ich kann Alles leiden, nur den Schmutz nicht, im Hufeisen könnt' ich nicht bleiben, da müßt' ich die ersten acht Tage sterben. Die haben schon ein ganzes Jahr lang ihre Wohnstube nicht

weißen lassen, und im Tanzsaale sind Spinnenweben im Fenster. Ich lüge nicht, Herr Guido, Sie können sich selbst überzeugen, wenn Sie über den Steg beim Schmied hinaufseh'n. Es ist eine wahre Schand', zwei erwachsene Mädeln im Haus, und obendrein eine Magd, und nichts sauber. Das wär' mir so 'was rechtes. Auf den Staat da schau'n sie, aber auf die Reinlichkeit da schauen sie nicht, der Vater steckt bis über die Ohren in Schulden, aber die Töchter haben immerfort neue Kleider und Hüte, wie die Beamtensfrauen, und doch beißt Niemand an. Ich bin dem Hufeisenwirth nicht neidisch, Gott weiß, ich gönne ihm seine Gäste, um solche ist kein Mensch zu beneiden, und ich könnt' einer solchen Wirthschaft gar nicht zuseh'n. So ist es, Herr Guido! Sie verzeihen, Herr von Fröhlich, daß ich Sie beim Taufnamen nenne, Sie haben einen gar schönen und seltenen Taufnamen, da zeigt sich der Geschmack der Eltern. Mein Seliger, der wollt' unsere Karoline Susanna nennen lassen, Herr Guido, um Himmelswillen: Sus'l! es hätt' mich damals im Kindelbett der Schlag treffen können vor lauter Galle, aber mein Mann hat es doch endlich eingesehen, wir haben die selige Frau Direktorin zur Pathin genommen, und unsere Tochter bekam den Namen Karoline. Nicht wahr, ein sehr schöner Name!"

„O gewiß!" sagte Guido etwas verlegen, und schielte nach der schmucken Wirthstochter, was diese und ihre Mutter mit Vergnügen bemerkten.

Guido schaute öfters, wie ohne Absicht nach dem

Fenster, bei welchem Lina saß, sie war gerade keine besondere Schönheit, aber wirklich recht hübsch und ungemein reinlich gekleidet, ihr Haar — üppiges schwarzes Haar, war mit der größten Sorgfalt frisirt, und ihr glänzend schwarzes Auge, so eines wie es in Italien am wenigsten zu den Seltenheiten gehört, rollte rastlos umher, in jeder Bewegung Lina's zeigte sich ihr hitziges Blut, ihr lebhaftes Temperament, und Guido dachte sich so manches, bevor er noch ein Wort mit ihr gesprochen. Die Herren begannen ihr Tarokspiel, der Adjunkt, vor dem ein ganzes Päckchen Zündhölzchen lag, suchte — Feuer für seine Pfeife.

„Was suchen Sie, Herr von Fröhlich?" fragte Lina.

„Feuer!" stotterte Guido, über die Anrede verlegen.

„Gleich," antwortete das flinke Mädchen — sehr flink, wenn sie es sein wollte, brachte ein Päckchen, und zündete recht graziös und geduldig des Adjunkten gewaltigen Meerschaumkopf an, während sein Herz auch bereits anfing Feuer zu fangen. Er begann einen Diskurs über sehr gleichgiltige Dinge mit der Wirthstochter, und staunte über ihre große Belesenheit und Bildung, denn so kam ihm der Anstrich, die Politur, die sie in der Stadt empfangen, vor. Er unterhielt sich recht gut mit ihr, da fuhr draußen ein kleines Wägelein vor, und es stieg ein Herr heraus, der im Hirschen ein alter Bekannter zu sein schien, wenigstens ging er ohne alle Umstände auf Karoline los, grüßte die Anwesenden sehr ober=

flächlich, und that wie zu Hause. Karoline machte die zwei Herren mit einander bekannt.

„Herr Meißner, Zolleinnehmer aus Langenbruck, ein alter Freund unserer Familie, — Herr Guido von Fröhlich, gräflicher Forstamtsadjunkt."

„Adjunkt?"

„Zu dienen."

„Freut mich außerordentlich."

„Mich gleichfalls."

Guido bemerkte, daß seine Gegenwart den Einnehmer genire, er aber beschloß zu bleiben, um ihn zu ärgern. Guido, nimm Dich in Acht, Du fängst an eifersüchtig zu werden, sprach er zu sich selbst, wer gibt Dir denn das geringste Recht auf Karoline? Dann aber sprach seine Eigenliebe, Dein Nebenbuhler ist über vierzig Jahre alt, hat eine kupfrige Nase, den Orden der nassen Brüder, trägt eine Perrücke, unter welcher fuchsiges Haar hervorsieht, seine Schafsaugen blinzeln weinselig auf das schöne Mädchen, Du brauchst Dich doch vor einem solchen Menschen nicht zu fürchten, den hebst Du aus dem Sattel, wann es Dir beliebt.

Der Zolleinnehmer, der sich schon seit längerer Zeit, weil für den Erklärten, also auch für den Begünstigten hielt, glaubte, als er hörte, der schöne Mann, der ihm in so eleganter Jägertracht gegenüber stand, sei nur Adjunkt, gar keine Nebenbuhlerschaft fürchten zu müssen, aber doch stiegen ihm allerlei Bedenken auf, als er Karolinen's Blicke nur für verliebte deuten konnte. Er wollte spitzig und witzig werden, und stellte es so

dumm und grob an, daß sich jeder weniger gebildete Mann als Guido über ihn hätte ärgern müssen, dieser parirte jedoch mit so feinen Witzen, daß sie der Einnehmer nicht verstand, und nur recht plump „über die Unbehilflichkeit des Adjunkten lachte," der ihm nicht gewachsen sei. — Des Einnehmers Benehmen war in der That, wie es schien, Jedermann unausstehlich, am meisten aber wohl dem jungen Forstmann, dem der Perrückenmann wie ein finsterer Kobold manche schöne Aussicht vertrat. Wie nur Karoline, das schöne und gebildete Mädchen, an dem entsetzlich langweiligen Gecken und seinem prahlerischen Geschwätze ein Wohlgefallen haben konnte? Freilich stand sie nicht mehr in der ersten Jugendblüthe, aber wenn der Herr Meißner einem Nebenbuhler über alle Massen häßlich vorkam, so mußte er gewiß jedem vernünftigen Mädchen nichts weniger als schön vorkommen. Guido wollte — er dachte wenigstens so — Karoline ein wenig ärgern, darum ließ er sie mit ihrem fuchshärigen Adonis allein, um mit der Frau Margareth oder Nettel zu reden, denn so hieß sie in der ganzen Gegend, nur pflegte selten Jemand anders zu sagen, als die „schlimme, zänkische Nettel." — Nun will der Erzähler seinen freundlichen Leser unter dem Siegel der Verschwiegenheit Etwas mittheilen — ein Geheimniß, das wenigen Menschen bekannt war, Frau Nettel war noch immer heiratslustig, trotz ihrer 45 Jahre. Sie hatte sich gut konservirt, und wäre sonst mit ihrem Geld, ihrer Sauberkeit und Wirthschaftlichkeit noch immer für einen

bejahrten Witwer eine recht passable Parthie gewesen, wenn nur das lose, bissige Läster- und Klatschmaul nicht gewesen wäre. Es gehörte eine Engelsgeduld dazu, bei der Frau Rettel Dienstmädchen zu sein, denn kaum war die Alte von vielem Lästern, Klatschen und Schimpfen müde geworden, kaum hatte sie begonnen ein wenig auszuschnaufen, so begann die liebenswürdige Tochter wieder; an Allem, was im Hause geschah, was nicht ganz nach dem Wunsche der beiden Drachen war, mußte Lena schuld sein, und an dem armen Blitzableiter entluden sich die Gewitter nicht nur mit bloßem Getöse, sondern auch nicht selten mit Schlägen. Die Lena war ein „gutes, dummes Thier,“ sie glaubte, es müßte so sein, trabte ihren Weg im Hause, in der Küche und im Keller einförmig fort, wie ein Fabrikspferd, und zählte mit großer Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit die Tage, die sie noch im Hirschen zuzubringen verurtheilt war. In der ganzen Gegend waren in keinem Hause schon so viele Dienstboten gewesen, wie im Hirschen, und die Hufeisenmädeln pflegten spöttisch zu sagen, sie seien doch sehr begierig, woher die Hirschenwirthin mit der Zeit ihre Dienstboten hernehmen werde, da es nur noch wenige gab, die es bei ihr nicht schon versucht hätten, und unter den wenigen keine einzige, welche Lust gehabt hätte, den Versuch zu machen. Frau Rettel sah, unter uns gesagt, den schmucken Jägerburschen recht gerne, und es war ihr gar nicht unangenehm, daß der Herr Zolleinnehmer, welcher ihrer Karoline schon seit längerer Zeit den Hof machte, gerade zur gelegenen Zeit kam,

um das Anknüpfen eines zärtlicheren Gespräches zwischen den zwei jungen Leuten unmöglich zu machen, die einander so feurige Blicke zugeworfen. Frau Rettel wollte ein für allemal für ihre Tochter irgend einen Bräutigam „von der Feder" und sonst von Distinktion, für sich brauchte sie nur einen guten, flinken Wirth, der in's Geschäft passe, und mit den Leuten gut umzugehen wisse, ihr lag am Rang eben nicht viel, denn sie wollte immer Hirschenwirthin bleiben, und im Hause das Kommando führen, aber ihre Tochter sollte eine gnädige Frau werden. Für die wäre ein Forstadjunkt, wenn er auch bald Förster werden müßte, nur zu gering, aber es konnte aus ihm ein prächtiger Hirschenwirth werden, der sich ungemein glücklich schätzen müßte, als ein Hans Habenichts, als Adjunkt plötzlich in den Hirschenhimmel zu kommen, wo es ihm ergehen müßte, wie dem Finken im Hanf. Wir sehen daraus, daß der Held unserer Geschichte, der blonde Guido, sehr viel Anziehungskraft für die Frauenwelt gehabt haben, und auch den Männern sehr gefallen haben müsse, da die langweiligen Zöpfe auf einmal angefangen, Heiratsprojekte zu schmieden, da sie seiner kaum ansichtig geworden. Guido unterhielt sich also mit der Wirthin, die ihm gegenüber sich bemühte, ungemein liebenswürdig zu erscheinen; daß es für einen Forstadjunkten ein unerhörtes Glück wäre, Hirschenwirth und auf einmal Herr zu werden, war ihr so einleuchtend, daß sie nicht im entferntesten daran zweifelte, der schöne Guido werde am Ende doch anbeißen. Das sind freilich Herzensgeheimnisse, die

man nicht ausplaudern soll, aber dem Erzähler nimmt man solche Indiskretionen nicht gerade übel, Guido mußte bei sich über die Zudringlichkeit der Alten herzlich lachen, ein junges gefallsüchtiges Mädchen, das um jeden Preis an den Mann kommen will, ist lächerlich, ein altes Weib, das solche närrische Einfälle hat, ist eckelhaft. Ich bitte meine Leser, Guido ja nicht für so einfältig zu halten, daß es ihm mit den Artigkeiten gegen Frau Rettel Ernst sein konnte, man brauchte dieses bösmäulige Weib nur eine Stunde zu beobachten, wie sie als ein wahrer Hausdrache herumtobte, um vor ihr rechte Angst und so viel Respekt zu bekommen, daß man ihr herzlich gerne schon in weiter Entfernung aus dem Wege ging. Der Hirschenwirth war schon 15 Jahre todt, er war 11 Jahre mit Frau Rettel verheiratet gewesen, was mag der arme Martyrer in dieser Zeit ausgestanden haben, die Leute meinten, er sei ohne Fegfeuer sogleich in den Himmel gefahren, und habe hier in der eilfjährigen Hölle alle seine Sünden abgebüßt, aber seine Himmelsfreude werde gewiß jetzt durch die Befürchtung getrübt, daß seine Frau auch in den Himmel kommen könnte, aber die Leute machten die Bemerkung dazu, daß er darüber außer Angst sein könne, denn der Frau Rettel werde es sicherlich nicht einfallen, Buße zu thun. Es war ein komischer Anblick, die dicke Frau Wirthin zu sehen, wie sie mit dem kernfrischen Jägerburschen liebäugelte, während die Tochter mit dem ältlichen faden Einnehmer scharmuzirte, dessen gerade nicht sehr proportionirte, etwas allzulängliche und allzuspitzige Storchnase

eben Augenblick mit einer gewaltigen Dosis Schnupftabak gefüttert ward, von welchem eine anständige Quantität dem Vorhemd und der Sammtweste eben nicht zur besonderen Verzierung gereichte.

„Herr Guido werden wohl bald Förster, und selbstständiger Förster werden?" flötete die Mutter Karolinens, „reiche Herrn haben immer Protektion und gute Freunde, und die Leute wollen wissen, daß der Herr von Fröhlich reich sind."

„Nicht gerade übermäßig reich," entgegnete er, „aber doch so, daß man sein gutes Auskommen hat, und um ein Förster zu werden, dazu brauche ich eben gar sehr wenig Zeit."

„Lena!" dummes, faules Ding! Was gaffst Du im Zimmer herum? Gut fressen und naschen, einen recht großen Lohn bekommen, nichts dafür thun, und horchen, das ist so Deine Hauptfreude, Du schmutzige D...sau, Du! Wenn ich nicht so geduldig wäre, so möchte ich Dir ein Paar Ohrfeigen geben, daß etwas Leben in Deine faulen Glieder käme! Gott, die Galle wird noch einmal mein Tod sein! Heut zu Tage findet man gar keinen rechten Dienstboten mehr, Herr Guido! Man muß sich ärgern, wenn man auch die sanfteste Natur hätte. Du stinkend faules Mensch Du, siehst Du denn nicht, daß der Herr Postmeister kein Bier mehr hat? Soll am Ende ich einschenken? Da seh'n Sie nur, Herr Guido! sie frißt schon wieder, in der Jugend geht das Bettelvolk herum, und frißt sich mit erbetteltem Brot den Magen recht in die Weite aus, dann kommt es in einen

Dienst, und frißt die Herrschaft arm. Es kann den geduldigsten Menschen der Schlag treffen."

„Aber Frau Wirthin," entgegnete die gegen Frau Rettel's Rohheiten bereits ziemlich abgestumpfte Lena, „es war ja nur ein kleines Stückchen Brot und Käse, das der Herr Oberförster auf dem Teller liegen ließ, Sie wissen doch, daß dem Herrn Oberförster die Portionen immer zu klein sind, und daß er selten etwas auf dem Teller übrig läßt."

„Wirst Du das Maul halten, einfältiges, losgoschetes, infames Mensch, Du? Marsch hinab in den Keller! Herr Guido, so geht es Einem im Hauswesen, wenn kein Hausherr da ist; ich kann von dem Ärger sehr leicht noch eine Krankheit haben. Mein gottseliger Mann war freilich zu gut für's Hauswesen, er war ein wenig zu dumm, aber man mußte doch nicht für Alles selbst sorgen, und meine Karoline, ach, das ist ein Goldmädchen, aber zu fein gebildet für's Land. Sie war in der Stadt bei meiner Muhme, die einen sehr großen Putzmacherladen in der Stadt hat, wissen Sie, am Steig neben dem Uhrmacher Schwab, das große Gewölbe, das gehört meiner Muhme, der Frau Schweizer. Sie sind doch in der Stadt bekannt?"

„Nicht besonders. Ich habe mich nur wenige Tage daselbst aufgehalten, als ich hierher nach Schwarzenhammer fuhr, denn ich habe dort die Equipage des Grafen Lichtenberg erwartet, des Bruders unseres Herrn."

„Des Grafen Lichtenberg, dem Langenbruck und Weidenheim gehört?"

„Nun ja!"

„Verzeih'n Sie, Herr Guido! wir Weiber sind von Natur aus etwas neugierig. Der Herr Graf hat Ihnen seine Equipage entgegengeschickt?"

„Freilich! Und von Langenbruck bin ich, wie Sie wissen werden —"

„Mit Extrapost hierher gekommen, und der Herr Postmeister hat die Bemerkung gemacht, daß Sie seit Menschengedenken der erste Forstadjunkt sind, der auf der Extrapost reis't. Sie verzeihen schon, Herr von Fröhlich, man weiß schon, daß Sie reich sind, und darum kann man auch gar nicht begreifen, wie Sie als Forstadjunkt, als bloßer Adjunkt nach Schwarzenhammer gekommen sind, und bis jetzt noch immer keine rechte Anstellung haben, obzwar Ihnen der Herr Graf offenbar sehr gut ist. Nicht wahr, Sie sind vazirend?"

„Nun ja!" bemerkte Guido, mit Mühe das Lachen verbeißend, „ich habe die Ehre gehabt, mit dem Herrn Grafen Lichtenberg in Karlsbad bekannt zu werden, und er sprach den Wunsch aus, ich möchte einige Zeit auf seinen Herrschaften zubringen, ich bin ein Rheinbaier."

„Ein Baier? Ein Rheinbaier? Ein Ausländer? Ach, das ist gar schön, man merkt Ihnen an der Sprache nicht viel an. Sie sprechen recht gut deutsch. Bleiben Sie lange hier?"

„Nach Umständen, vielleicht schlage ich hier sogar meinen Wohnsitz auf."

„Dann müßten Sie wohl auch Ihre Geliebte nachkommen lassen und heiraten.“

„Wer hat Ihnen denn diesen Bären aufgebunden? Ich bin ganz frei, aber daß ich heiraten werde, wenn ich hier bleibe, und eine passende Partie finde, das ist ganz gewiß.“

„Lena! Soll man Dir denn Alles tausendmal sagen, siehst Du nicht, daß es dunkel wird, und daß die Herren gar nicht mehr auf die Karten sehen. O Gott, muß man sich ärgern mit dem Bettelvolk. Wenn ich nicht wäre, da wollt' ich nur sehen, wie es mit der Hirschenwirthschaft ausschauen würde. Da sehen Sie nur einmal her, was das für Leuchter sind, Herr Guido! Die sollen mit Kreide, Trippel und Branntwein gescheuert sein. Du schmutziges Thier, Du! Ich werde Dir die Messingleuchter einige Mal um den Kopf schlagen, vielleicht geh'n Dir dann die Augen auf, daß Du die matten Flecken siehst. Alles muß ich selbst machen, kann mich auf keinen Menschen verlassen. Ich bin gewiß geduldig wie ein Lamm, aber da müßte der Mensch gar keine Galle mehr haben, wenn er sich nicht ärgern sollte. Gott sei Dank, Du Sau, daß Deine Zeit bald um ist. Na, wart' nur, bis die Gäste fort sind! Hören Sie, Herr Guido, das niederträchtige Mensch mault noch, und widerspricht, wenn man's mit ihr gut meint.“

Guido betrachtete unterdessen mit Aufmerksamkeit das Pärchen am Fenster, er glaubte sich nicht zu irren, wenn er die Beobachtung machte, daß Karoline den Einnehmer, der mit aller Gewalt die Rolle des Verlieb-

ten spielte, zum Besten habe, ja, sie that es später wirklich so offenbar, daß man von des Einnehmers Verstand sich eben nicht sehr vortheilhafte Begriffe machen konnte, wenn er es nicht bemerkte, und doch lenkte die wirklich sehr pfiffige Karoline immer wieder ein und suchte ihn zu begütigen. Dieses Spiel wäre dem Adjunkten ganz sicher unerklärlich geblieben, wenn er nicht erfahren hätte, daß der Zolleinnehmer ein bedeutendes Vermögen habe, und daß Frau Rettel nur auf seine Bitte um Karolinen's Hand wartete, um sie ihm ohne die geringste Widerrede sogleich zu geben.

Guido setzte sich zu den alten Herren, — die vorher alle so ziemlich guter Laune waren, und jetzt mit einander heftig zankten. Der Tabakverleger, ein Mann, der sonst keineswegs geizig war, hatte 9½ Kreuzer verloren, und ärgerte sich so sehr darüber, daß ihn nur die Gegenwart des Herrn Pfarrers abhielt vom Fluchen, der Apotheker hatte nicht ganz nach dem Wunsche des Oberförsters ausgespielt, und dessen Meinung nach die Parthie „verdalkt und verpatzt,“ und mußte sich einige, keineswegs undeutliche Anspielungen auf lange Ohren und Hörner gefallen lassen, der taube Postmeister, den es sehr freute, daß die Leute doch einmal deutlich und vernehmlich sprachen, rieb sich vergnügt die Hände darüber, daß er sich doch einmal gut unterhalte, der Herr Pfarrer wendete alle seine Beredsamkeit an, Ruhe und Ordnung zu stiften, und da seine „Elihu Burrits“ Ölblätter vergebens im Winde flogen, nahm er eiligst Hut und Stock und verließ den Kampfplatz.

Jetzt begann der Oberförster erst recht deutlich von Eseln und Ochsen zu reden, der Apotheker sprach von Kümmeltürken, Bauernklötzen und Grobianen, der Verleger und der Postmeister sekundirten, und allem Anscheine nach wäre es zum Handgemenge gekommen, wenn nicht Frau Rettel's Erscheinung dem wildentflammten Streite ein plötzliches Ende gemacht hätte. Sie kanzelte die vier bejahrten Herren wie Gassenjungen herunter, sprach davon, daß der Hirsch keine Kneipe sei, und es gelang ihr endlich, die streitenden Parteien, zwischen welchen derlei Scenen durchaus nicht zu den Seltenheiten gehörten, zu versöhnen, zu welcher Friedensunterhandlung die Ankunft mehrerer Gäste, die sämmtlich den bessern Ständen angehörten, wesentlich beitrug. — Als allgemein Kerzen angezündet wurden, setzte sich auch das girrende Liebespärchen gerade zu dem einsamen Tischchen, bei welchem Guido Platz genommen hatte, und zu des jungen Forstmanns größter Befriedigung bedauerte der Kupfernäsige, daß er in kurzer Zeit wieder wegfahren müsse, da sein abscheulicher Beruf ihn zwinge, bald zu Hause zu sein. „Wenn ich nur einmal verheiratet bin," fügte er mit einem komisch-zärtlichen Seitenblick auf Karoline hinzu, „dann werde ich die süße Häuslichkeit nicht mehr verlassen, und mein Bier an der Seite meiner geliebten Gemalin zu Hause trinken!" Karoline konnte kaum das Lachen verbeißen, und besonders als der für sie in Jahren vorgerückte Liebhaber ihr zärtlich die Hand zum Abschiede küßte, kostete sie diese Bemühung die größte Anstrengung.

Jetzt saß sie dem jungen Forstmanne allein gegenüber, und es entspann sich folgendes Gespräch:

„Fräulein Karoline scheinen sich mit dem Herrn Einnehmer Meißner sehr gut unterhalten zu haben.“

„Es kömmt nur darauf an, daß man genau den Begriff „Unterhaltung“ feststelle. Warum glauben Sie, daß ich mich mit Herrn Meißner gut unterhalten habe?“

„Weil ich glaube, daß eine Unterredung eines Fräuleins mit ihrem Freier immer unterhaltend sei.“

„Hahaha! Sie halten mich am Ende gar für des Einnehmers Braut.“

„Ich läugne es nicht, denn —“

„Sie müssen doch auch bemerkt haben, daß ich den Herrn Einnehmer gar sehr zum Besten gehabt?“

„Das ist noch kein Beweis gegen die Zuneigung, denn was sich liebt, das neckt sich auch.“

„Es neckt sich aber auch Vieles, was sich gar nicht liebt.“

„Das ist wohl wahr; wenn aber Fräulein Karoline so denken, Herr Meißner scheint ganz andere Ansichten zu haben.“

„Das ist möglich, ich glaube es selbst.“

„Ich dächte, Herr Meißner wäre keine üble Parthie?“

„Es ist merkwürdig, Herr von Fröhlich, daß Sie mich heute eigentlich zum ersten Male recht sehen, und schon so sehr aufrichtig gegen mich sind.“

„Ich bin es gegen Jedermann.“

„Diese Tugend ist sehr liebenswürdig, ich besitze sie gerade nicht im hohen Grade, außer wenn ich Jemanden recht gut oder recht bitter böse bin. Herr Meißner ist gerade keine schlechte Parthie, er kann eine Frau recht gut versorgen, er hat einen guten Posten, und überdieß ein nicht unbedeutendes Vermögen, er ist ein recht guter Mensch, der einen recht gelehrigen und geduldigen Ehemann abgeben wird. Er ist aber nur als Reservemann, — und sonst als nichts anderes zu betrachten."

„Darf ich um Auflösung dieses Räthsels bitten?"

„Sie sind sehr neugierig, Herr von Fröhlich — nun denn; — ich bin die einzige Tochter wohlhabender Eltern, bin in der Stadt erzogen, habe Gelegenheit gehabt, mancherlei Bekanntschaften zu machen, manche Liebesanträge von sehr achtbaren Männern zu hören, ich bin von Natur aus etwas wählerisch und eigensinnig, und darum habe ich jeden Bewerber um meine Hand bis jetzt abgewiesen; aber wir Mädchen werden älter, müssen ernstlich an eine Versorgung denken, das Herz muß sich endlich unter die Oberherrschaft der Vernunft schmiegen, Herr Meißner ist für mich nur dann der Kandidat der Vernunft, wenn das Herz keine bessere Wahl findet, das verstehe ich unter Reservemann."

„Fräulein! wenn Ihre Lebensphilosophie auch etwas befremdend klingt, läugnen läßt es sich nicht, daß sie sehr praktisch ist. Man hört es Ihnen deutlich an, daß Sie in der Stadt erzogen wurden."

„Von meinem sechsten Jahr, das Landleben hat nie für mich einen besondern Reiz gehabt."

„Und könnte die Liebe Ihnen das Landleben nicht dennoch reizend machen?“

„Das habe ich nie in Abrede gestellt, denn auch das Stadtleben hat Seiten, die mich anwidern, obgleich die höhern Lebensgenüsse der Kunst der gebildeten Konversation eine außerordentliche Anziehungskraft auf mich üben. Doch kann man durch Lektüre sich auch die Langeweile des Landlebens erträglich machen, ich habe mir wenigstens hundert Bändchen französischer Romane mitgenommen, und lebe so oft in einer ganz andern Welt, als in der, welche wir in unserm öden Schwarzenhammer sehen.“

Bereits fing auch Guido an romantisch zu werden, und die höchst einseitigen Lebensanschauungen Karolinen's liebenswürdig und originell zu finden, da tönte Frau Rettel's gellende Stimme durch das Fenster, welches aus der Küche in's Gastzimmer ging:

„Linchen! decke für die Herren auf, der Braten ist gerade recht, und die Lena hat mit dem Einschenken zu thun!“

„Sehen Sie, Herr von Fröhlich, die abscheuliche Prosa!“ rief unmuthig Karoline, und schwebte mehr als sie ging. Guido konnte sie jetzt recht betrachten, die schlanke Gestalt, deren schöne Formen durch ein sehr kleidsames Gewand noch mehr gehoben wurden. Mit elastischem flüchtigen Gang eilte sie an die Tische, und Guido konnte nicht umhin, zu sich selbst zu sagen:

„Teufel! das Mädchen wäre doppelt schön, wenn es nur häuslich werden wollte, sie gäbe eine prächtige

Hausfrau, wenn sie sich von einem vernünftigen Manne leiten ließe!“

„Herr Guido! wünschen Sie etwas zu Abend zu speisen?“ fragte Frau Rettel. „Eine Portion saftiger Gans, oder ein Rückenstück von einem delikaten Hasen. Ich will mich nicht rühmen, aber da können Sie Jedermann fragen, was die Hirschenwirthin für eine Köchin ist, bei mir haben schon hohe Herrschaften gespeis't, und Alles delikat gefunden. Sei so gut, liebes Linchen, schenk' dem Herrn Apotheker ein! Lena! daß Du fein oft Brühe auf den Hasen gießest, daß er nicht speer und trocken wird, begieß' fleißig die Gans. Ach, bin ich geplagt, seh'n Sie Herr Guido! wie ich schwitze, es ist nicht anders, wenn man bei dem glühend heißen Spaarofen steht, mir rinnt der Schwitz vom Angesicht. Puh! Ich muß einmal trinken, und dann wieder in die Küche schauen, die Lena ist ein stinkend faules Luder, welche dem lieben Gott den Tag stiehlt, und ein genäschiges Maul hat, das Ding! Wie oft schon hab' ich ihr's „getäscht,“ aber es hilft nichts, an der ist nichts mehr zu richten, es ist gut, daß sie einmal fortkömmt, ich hätte mich mit ihr sonst zu Tode geärgert. Ach Gott! sind das heut zu Tage Dienstboten! Es ist gar nicht mehr zum sagen, und wenn man sie nicht brauchen kann, dann heißt es, die Frau ist schlimm, die Hirschenwirthin ist bös, es ist mit ihr gar nicht auszukommen, und solche niederträchtig faule Menscher, die tragen Einem in der ganzen Gegend aus, wie wenn man ein wahrer Gottseibeiuns wäre, und doch war die Kunigundis drei

volle Jahre bei mir im Dienst, und hat mir nie widersprochen, sie war etwas taub, ja das Widersprechen, — das kann ich durchaus nicht läugnen, — das Widersprechen, die Faulheit, die Genäschigkeit und den Schmutz kann ich für mein Leben nicht leiden, und da setzt es Etwas, und wenn man auf Ordnung hält, da heißt es, daß man ein loses Maul hat und zornig ist. — Was wird Ihnen belieben, Herr Adjunkt, Hasen oder Gans?"

„Lassen Sie mich vorerst mit dem ruhigen Manne versuchen, der keinen Menschen beleidigt, mit dem Hasen, ich habe einen Jägerappetit, und es ist wohl möglich, daß auf das Wildpret auch noch die zahme Gans kömmt."

„Schon gut, Herr von Fröhlich! Ich will Ihnen selbst eine schöne Portion aussuchen."

Frau Rettel nahm sich in die Küche einen gewaltigen Krug Bier mit, man hörte ein kleines Donnerwetter, und bald kam die Hirschenwirthin mit dem Hasen.

„Es ist zum Schlagtreffen," schrie sie, „noch nicht aufgedeckt für den Herrn von Fröhlich! Soll denn ich ganz Alles thun, soll denn ich überall Augen und Hände haben? Karoline, ich schone Dich doch so sehr, aber ich glaube, Du könntest der Mutter doch auch ein wenig unter die Arme greifen, Du wirst doch nicht wollen, daß ich mich zu Tod schinde."

„Macht nur kein so unsinniges Spektakel, Mutter! Es ist ja gleich gescheh'n, der Herr Fröhlich nimmt es gewiß nicht so böse auf."

„Nein, gewiß nicht, mein schönes Kind, mir liegt am Tischtuch sehr wenig, wenn ich nur Etwas zum Essen habe.“

„Nein, nein, wenn's im Hufeisen wär', möcht ich nichts sagen, aber im Hirschen wird keine Unordnung gelitten, so lange die Wirthin Margareth hauset. Es ist mein Lebtag hier Ordnung und Reinlichkeit gewesen, und so wird's mein Lebtag bleiben. Besten Appetit, Herr Guido.“

„Danke!“ entgegnete der Forstmann bereits mit vollem Munde, nachdem er, was den zwei Weibern sehr auffallend war, gegen die ziemlich allgemeine Jägersitte das heilige Kreuzzeichen gemacht, was der aufgeklärten Romanleserin ein geheimes mitleidiges Lächeln und ein spöttisches Achselzucken abnöthigte.

„Nun, wie finden Sie den Hasen, wie ich ihn bereite, meine Kochkunst ist berühmt.“

„So gut, Frau Wirthin, daß ich noch um eine Portion bitten muß.“

„Es thut mir sehr leid, bei mir aber da geht der Braten schneller ab, als er fertig ist, Sie seh'n, ich habe Ihnen das schönste Stück aufgehoben, — wenn's gefällig ist, — mit einem delikaten Stück Gans und einem Sauerkraut kann ich aufwarten, wie es in der ganzen Gegend nicht mehr zu haben ist, das verstehe ich ganz besonders.“ — Mit rüstigem Appetit verzehrte Guido auch die Gans, und Frau Rettel lobte den neuen Gast, der so viel verzehrte, und ihre Kochkunst so gar

außerordentlich gut fand, gegen Karoline in den lebhaftesten Ausdrücken.

Diese aber seufzte: „Wenn er doch nur etwas mehr als Adjunkt wäre, Frau Adjunktin! Es klingt abscheulich, wenn es heißen würde — blos Frau Adjunktin.“

„Du hast ja den Einnehmer!“ entgegnete die Mutter, und machte ihre Kalender; ihr lag an seinem Charakter wenig, wenn er nur Geld genug hatte, und für diese Vermuthung sprach sehr deutlich jeder Anschein. Schon hatten sich die meisten Gäste verloren, und auch Guido schickte sich zum Gehen, doch sprach er noch vorher mit der Wirthin.

„Frau Wirthin! unser Herr Graf wird übermorgen verreisen, und einige Wochen ausbleiben, ich habe bisher an seiner Tafel gespeis't, aber es hat mich sehr genirt, man speis't zu spät im Schlosse, und ich bin gerne um ein Uhr längstens im Walde, es thut sich nicht, daß ich mir das Essen aufbewahren und wärmen lasse, ich habe mir mit Bewilligung des Herrn Grafen vorgenommen, außerhalb zu essen, — ich war Anfangs entschlossen, im Hufeisen zu speisen, wo mehrere ledige Herrn den Mittagtisch haben, aber aufrichtig gesagt, man hat mir von diesem Gasthause eben nicht die einladendste Schilderung gemacht.“

„So schlecht, als das Wirthshaus und die Leute dort sind, kann man sie gar nicht schildern,“ sprudelte Frau Rettel, „wem sein guter Ruf lieb ist, der betritt gewiß das Hufeisen mit keinem Fuß, Herr Guido, dort halten sich Harfenistenmädchen auf, und allerlei

Gesindel, der Wirth ist ein liederlicher Lump, und seine zwei Töchter sind ihm ganz nachgerathen, eine ehrbare Frau darf den Namen gar nicht aussprechen, der ihnen von Gottes und Rechtes wegen gebührt, sie sind liederliche, schmutzige, ausgelassene Schlampen, die mit jeder Mannsperson herumschmieren, sich Jedermann an den Hals werfen. Und der Schmutz im Hause, es ist ein Gräuel der Verwüstung, es ist noch gar nicht lange her, da hat der Herr Rentamtsschreiber ein Haar im Lungenbraten gefunden. Meiner Seel, Herr Guido, ein Haar, ich soll nicht selig werden, wenn es nicht wahr ist! Und vom Kochen versteh'n die auf Gottes Welt gar nichts, da haben Sie z. B. einen Hasen, da kömmt recht viel Speck daran, frische Butter und keine ranzige, guter dicker Schmetten, etwas Sardellen, und in der Sauce alles Grünzeug, es wird aber fein durchpassirt, und im Saft muß der Has' gebraten sein, und die Gans eben so, aber nicht halb gekocht, und lätschig, wie im Hufeisen, denken Sie nur, die nehmen nicht einmal ein Spreil für Füße und Flügel, gerade wie beim Bauern, und an der letzten Kirchweih war der Has' angebrannt, das hat mir der Herr Kontrollor gesagt, sonst wüßte ich es nicht, ich gehe in gar kein Haus, denn das Klatschen und Nachreden kann ich für mein Leben nicht leiden. Aber, Herr Guido, wie gesagt, in das Hufeisen dürfen Sie auf keinen Fall geh'n, dort werden verbotene Spiele gespielt, und der Bäckenseph hat erst vor neun Wochen dort 27 Gulden 30 Kreuzer verloren. Sie können Jeden fragen, den Sie wollen, es weiß

Jedermann im Orte, daß die Hirschenwirthin nicht lügt."

„Mutter!" unterbrach Karoline den Redefluß, „der Herr Guido will geh'n, und hat wegen der Mittagskost gefragt."

„Es hat Alles seine Zeit, Karoline! der Herr Guido kann eben so gut noch eine Halbe trinken. He, Lena, faules Ding, schnarchst Du schon wieder? Spute Dich, und hole dem Herrn von Fröhlich eine Halbe Bier, hebe es extra heraus, aus dem großen Faß, aus dem Viereimer! Stell' nichts an, Du geschossenes Ding Du! Also richtig, wegen der Mittagskost, seh'n Sie, Herr Guido, es macht zu viel Schererei, Jemand Ordentlichen in die Kost zu nehmen, der Herr Waisenverwalter hat mir's auch schon gesagt, daß er gerne hier essen möcht', es ist seine Frau gestorben, und er hat keine Kinder, da kommt er besser weg, wenn er in's Wirthshaus in die Kost geht, denn das Holz und die Zugehör kosten ein Heidengeld, und eine Köchin, wenn sie was kann, verlangt einen sehr hohen Lohn; ich hab' ihm gesagt, ich wollt' mir's überlegen, wenn Sie aber mit gesunder, kräftiger Hausmannskost, Alles reinlich bereitet, verlieb nehmen wollen, dann möchte ich mir schon etwas einreden lassen, sie könnten dann an unserm Tisch essen, wie wenn Sie zur Familie gehören möchten, und wegen dem Kostgeld —"

„Ach, da seien Sie unbekümmert, Frau Wirthin! Ich bin nicht wählerisch, wenn ich nur ein tüchtiges Stück Fleisch habe, bin ich bald befriedigt, und des

Geldes wegen, wird auch die letzte Sorge sein, ich zahle alle Monat mein Kostgeld voraus, so lange, bis ich —"

„Also morgen um zwölf Uhr — Punkt zwölf Uhr, Herr Guido —"

„Ich werde mich sicher einfinden, und wir werden gewiß mit einander zufrieden sein. Gute Nacht, Frau Mutter, gute Nacht, Fräulein Karoline, lassen Sie sich etwas Schönes träumen."

Kaum hatte der schöne Jägersmann die Thüre hinter sich geschlossen, sagte Karoline seufzend:

„Mutter, habt Ihr's verstanden, der Guido hat eine sehr deutliche Anspielung auf's Heiraten gemacht, und seine Blicke sind so feurig und zärtlich! Ach, wenn er doch nur etwas mehr wäre, als Adjunkt!"

„Und wenn er Förster wäre!" sprach über das „Gute Nacht, Frau Mutter," noch immer erbittert die Alte, „was hätte er als Förster? Sind armselige Hungerleider die Förster auf unserer Herrschaft, wenn die den Herrn Grafen nicht betriegen, so haben sie kaum anständig zu leben, und wenn die Schliche herauskommen, werden sie davon gejagt und sind brotlos. Du hast Deinen Einnehmer, und sollst Dich mit ihm gar nicht so lange herumzieh'n, das taugt nichts, er wird sonst der langen Liebschaft müde, und läßt Dich sitzen, den Guido aber schlag' Dir aus dem Kopf, er ist ein hergelaufener Jägerbursch, und wer weiß, was am Ende noch herauskommen wird?"

„Möcht' wissen! Herauskommen!" brummte Karoline, als sie schlafen ging. „Es scheint, der hübsche

Guido sticht am Ende selbst der alten Mutter in die Augen! Das wär' prächtig, wenn die auf mich eifersüchtig werden möchte!"

Karoline träumte von Guido, ob ihm auch von ihr träumte, weiß der Erzähler nicht.

2. Heiratskandidatinen.

Einige Wochen waren vergangen, Guido hatte noch immer keine Anstellung und war allen Leuten in Schwarzenhammer ein Räthsel, — er hatte einen Brief, wieder mit Geld und mit der Adresse „Kontrollförster" bekommen, aber was das bedeute, wußte Niemand. Über seine Verhältnisse redete Guido nie, und selbst Karoline, die sich mit sichtlicher Neugier um Alles interessirte, was ihn anging, erfuhr nichts anderes, als daß er der Sohn vermögender Eltern sei, und nur eine einzige Schwester habe, die sehr gut verheiratet sei. Während Guido bei Mutter und Tochter bedeutend in der Gunst stieg, war dieß bei andern Leuten keineswegs der Fall, besonders bei den Forstleuten nicht, denen der hochfahrende Adjunkt, der nur in's Herrenwirthshaus ging, und ihre Freundschaft gar nicht anzustreben schien, nicht im mindesten behagte. Am meisten haßte ihn der Oberförster, denn er gab außer dem Zeichen der gewöhnlichen Höflichkeit nicht das geringste Zeichen der Subordination; und wenn er über diesen Verstoß befragt wurde, gab er sehr einfach und entschieden zur Antwort: „Ich bin dem Herrn Oberförster nicht untergeordnet, und nur dem Herrn Grafen verantwortlich,"

darum nannten ihn die Jäger spöttisch den Herrn Forstmeister. Er kümmerte sich um ihren Spott nicht, sondern durchstöberte alle Reviere, entdeckte mancherlei Unzulässigkeit und vielerlei Betrug, besonders im Holzanweisen und dem Ausplätzen des Schlagholzes. Der Herr Graf war ein Lebemann, ein Kavalier, der sich mit blindem Vertrauen auf seine Leute verließ, die er für redlich hielt, und der darum niemals nachsah. Es kamen plötzlich Anordnungen, welche das freie Schalten und Walten der Jäger sehr beschränkten, und für deren Urheber man vielleicht nicht ganz ohne Grund, den räthselhaften Adjunkten hielt, ja, es geschah sogar, daß der wilde Förster Bruno von der Buchenhöh Knall und Fall des Dienstes entlassen wurde, weil er erwiesener Massen selbst mit Wildschützen im Einverständniß war, und sich von ihnen sogar einen Tribut zahlen ließ. — Der rabbiate Mensch hatte im Walde nach Guido geschossen, und ward auf dessen Anzeige hierüber, und auf sein eigenes Eingeständniß in den Stadtkerker abgeführt, und ihm bei strengster Ahndung das Wiedererscheinen in den Schwarzenhammer Revieren verboten, in welchen man auf ihn wie auf einen Raubschützen fahnden sollte. Guido hatte nun alle Aussicht auf die Buchenhöh als Förster zu kommen, was wohl der Karoline, nicht aber der Frau Rettel ganz angenehm war, weil sie befürchtete, seine Beförderung könnte ihren Plänen hinderlich sein. Karoline war in die Stadt gefahren, um für den Fasching Ankäufe zu machen, und Frau Rettel hatte jetzt Freiheit genug, ihrem schönen Kostgänger

deutlicher ihre Absichten zu versteh'n zu geben, und ihn offenbar zu ködern. Sie sprach von ihrem Vermögen, ihrem schönen Anwesen, daß Karoline bald heiraten werde, daß sie, obgleich im besten Alter, aber vollkommen gesund, doch nicht im Stande sei, das große Geschäft allein zu leiten, daß es für eine Frau, die sich gut erhalten, die schönste Zeit zum Heiraten sei; sie forschte über diesen Punkt genau Guido's Ansichten aus, und sei es nun, daß Guido sie gänzlich mißverstand, oder sich einen Spaß mit ihr erlaubte, das heiratslustige, männersüchtige Weib glaubte mit aller Bestimmtheit, daß der schmucke Jägerbursch sehr viel Lust habe, Hirschenwirth zu werden. — Einmal kam der alte Herr Pfarrer früher in das Hirschenwirthshaus als gewöhnlich, es war noch kein Gast da, die Rettel gab der Magd draußen zu besorgende Aufträge, und setzte sich zu dem ehrwürdigen Geistlichen.

„Herr Pfarrer!" begann sie schüchtern, verlegen und verschämt wie ein junges Mädchen, „ich habe Etwas auf dem Herzen, — ein Geheimniß, und das möchte ich Ihnen unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, wie im Beichtstuhl anvertrauen."

„Rede Sie nur, Frau Rettel, von mir hat noch nie ein Mensch sagen können, daß ich ein Schwätzer bin."

„Nun, seh'n Sie, hochwürdiger Herr Pfarrer, ich bin in dem besten Alter, bin Gott sei Dank immer frisch und gesund, und immer tüchtig am Zeuge."

„Ja, das ist Sie."

„Mit der Zeit wird der Mensch immer älter und kann einer so großen Wirthschaft nicht allein vorsteh'n."

„Alles wahr."

„Und die einzige Tochter, die wird bald heiraten, es wird nicht lange dauern, und dann bin ich ganz allein."

„Ja! ja! Sie wird halt Heiratsgedanken haben, ob sich aber auch ein passender Witwer finden wird?"

„Ein Witmann, sagen Euer Hochwürden, und wozu, wenn ich bitten darf, gerade ein Witmann. Bin ich etwa für einen Ledigen zu alt? Wenn man so gut erhalten ist, wie ich, und erst in die vierzig Jahre —"

„Hoho! Frau Rettel! Die Karoline wird um Walburgi 26, und Sie war um Johanni Nepomucäni 45, ergo geht Sie nicht in die Vierzig, sondern in die Fünfzig, nur wenn sich ein Junggesell findet, der für Sie alt genug ist."

„Aber, Herr Pfarrer, die Fritzenbäckin hat doch auch ihren Gesellen geheiratet, und war bald fünfzig und er vierundzwanzig."

„Ja, und er hat sie täglich geprügelt, und hat es mit den Dienstmägden gehalten, so lange sie gelebt hat und bis sie vor Verdruß gestorben ist."

„Und die Schloßbeschließerin hat den Schafferlorenz —"

„Ja! ja! und der sitzt den ganzen Tag beim Hufeisen und sauft sich zu Tod'."

„Aber ich bin ja doch jünger und gescheidter als die Fritzenbäckin und die Schloßfranzl."

„Alles richtig, so heirat' Sie wen sie will und wer Sie mag, und ärgere Sie sich nicht, es könnt Ihrer Gesundheit schaden, im Ehestand, besonders wenn Sie einen Jungen nimmt, wird Sie nicht so maulet sein dürfen."

„Ich maulet? Ich zornig? Wer kann mir das nachsagen? Wenn man Alles in Ordnung und in der Reinlichkeit haben will, dann heißt es, man ist jähzornig! Ich habe noch keinem Menschen ein Haar gekrümmt. Das ist kränkend, wenn Einem die Menschen so sehr verfolgen und verläumden, wenn selbst der Herr Pfarrer —"

„Weine Sie nicht, Frau Rettel! Der alte Seelsorger wird doch ein Wörtlein sagen können? Sie ist freilich bald 46 Jahre alt, aber ich könnt' doch ihr Vater sein. Nun, Frau Rettel, wer ist denn der Bräutigam?"

„So weit sind wir zwar noch nicht, aber ich erwarte, daß er sich dieser Tage erklären wird — es ist der Herr Guido von Fröhlich —"

„Der junge Forstadjunkt? Der Liebling des Herrn Grafen?"

„Eben der!"

„Ist Sie bei Sinnen?"

„Warum denn?"

„Hat er Ihr denn schon eine Erklärung oder einen Antrag gemacht? Ich kann's unmöglich glauben."

„Und warum denn nicht? Guido ist ein gar vernünftiger Mensch, der erkennt das wahre Verdienst,

der schaut nicht auf die Larve und auf den bloßen Flittertand."

„Aber Frau Rettel! Er ist ja für Sie viel zu jung, Jung setzt sich zu Jung, Sie ist ja zehn Jahre wenigstens älter als er."

„Das ist seine Sache."

„Hirschwirthin! Hirschwirthin! sonst sagt man, daß junge Frauen den alten Männern Hirschgeweihe aufsetzen, in diesem Falle kann es ganz das Gegentheil sein."

„O, Sie kennen Herrn Guido nicht."

„Es ist möglich, ich weiß nur, daß er sehr christlich gesinnt ist, daß er Vermögen hat, und Förster auf der Buchenhöh werden soll. Er wird doch nicht Wirth werden wollen?"

„Das thut zur Sache gar nichts, dann verpachte ich das Hirschenwirthshaus und werde Försterin."

„Es scheint ja, daß Alles schon abgemacht ist, warum fragt Sie mich also?"

„Wissen Sie, Herr Pfarrer, ich bin eine gute Christin, und bin's mein Lebtag lang nicht anders gewesen, man fragt doch auch seinen Herrn Pfarrer gerne um Rath —"

„Aber ich kann Ihr nur abrathen."

„Ja, es wird mir das Glück freilich Niemand gönnen, aber ich bin alt genug, um mir selbst zu rathen!"

„Alter schützt vor Thorheit nicht," brummte der Geistliche, und war, weil er heute schon so viel gere-

det, wortkarger als je, als die alten Stammgäste kamen. Unterdessen wüthete draußen in der Küche ein unerhörtes Donnerwetter, die Lena mußte es spüren, daß ihre Frau heute in übler Laune war. — Karoline unterhielt sich wieder mit dem Zolleinnehmer, aber bei weitem nicht so angelegenheitlich und freundlich, wie sonst, sie plagte ihn gar nicht einmal mehr mit ihren beißenden Witzen, und das war der sicherste Beweis ihrer üblen Laune; Guido kam, er bemerkte auf den ersten Blick Karolinen's sehr verändertes Benehmen, und seine Eitelkeit sagte ihm, daß wohl nur er die Ursache der Mißstimmung zwischen den zwei Liebenden sei, warum aber Frau Rettel gar so entsetzlich herumtobte, obgleich weder die Wäsche noch das Zimmer gewaschen ward, und nicht überflüssig viele Gäste sich eingefunden, war ihm unbegreiflich. Die geringste Ursache reizte heute ihren aufbrausenden Zorn, und der zahme Verleger, welcher eine geraume Weile trocken gesessen war und mit dem Deckel seines Kruges schüchtern an seine bedrängte Lage zu mahnen wagte, mußte es sich gefallen lassen, daß ihn Frau Rettel mit den Worten anschnurrte: „Hier ist keine Bauernschenke, Herr Tabakverleger, das merken Sie sich, und wenn Sie wieder einmal Lust bekommen, mit dem Deckel auf den Krug zu schlagen, so geh'n Sie lieber in's Hufeisen, dort sind die gemeinen Knochen beisammen!"

Heute Abend durfte Niemand, außer Guido, mit Frau Rettel sprechen, denn jeder bekam seine

sichere Grobheit. Am schrecklichsten wüthete aber das Donnerwetter in der Küche, es war, als ob so ein Kobold, wie sie Herr Justinus beschreibt, da herumgefahren wäre, oder als ob die Hexen Sabbath hielten auf dem Blocksberg. Es flogen Kasserolle und Topfdeckel wie die Wachteln herum, ebenso die Ohrfeigen, und das Spektakel war endlich so bunt, daß selbst die geduldige Lena es satt bekam, und davonlief. — Wer wird jetzt der Wirthin Toben beschreiben? Die Lena ließ Alles liegen und stehen, ließ die gute Frau im Stiche, die ihr doch nichts gethan! Ein Paar Ohrfeigen! was ist das? An solche Kleinigkeiten müssen sich wohl die Mägde gewöhnen, wozu sind sie sonst Dienstboten und bekommen ihren Lohn. Linchen mußte heute ohne Widerrede die Dienste der Kellnerin verrichten. Die böse Laune der Wirthin hatte heute alle Gäste zeitlicher vertrieben als gewöhnlich, selbst Guido wäre sogleich gegangen, wenn ihn Mutter und Tochter nicht gebeten hätten, noch einige Augenblicke zu bleiben. Es ward große Sitzung gehalten, und über den Ersatz der desertirten Lena deliberirt, Frau Rettel wagte es nicht, sich beim Justiziär zu beschweren, denn derlei Fälle passirten der sanftmüthigen Frau schon einige Male, und sie war sogar wegen Mißhandlung ihrer Dienstleute wiederholt zu Geldstrafen verurtheilt worden. In der Berathung faßte endlich die Hirschwirthin den Schluß: „Ich lasse die Lena laufen, das Luder hat ohnehin zu nichts getaugt, aber vom Lohne ziehe ich ihr ab, das ist ausgemacht. Es wird wohl nichts übrig

bleiben, als von meines seligen Mannes verstorbenem Bruder die Tochter, die älteste, die Marie, herzunehmen. Das Mädel ist gerade nicht dalket, zu Hause hat sie des Guten nie viel genossen, der Vater war Cantor in einem großen Pfarrort zwar, aber vom Wirthschaften haben die Alle zusammen nicht viel verstanden. Die Marie habe ich schon einige Jahre nicht gesehen, muß schon ein großes Ding sein, die wird sich eher etwas gefallen lassen, wenn die nur zum Sattessen bekömmt, wird sie schon zufrieden sein. Ich werde sie schon an Ordnung gewöhnen, wenn ich anfang', dann muß es geh'n, biegen oder brechen, das ist mein Grundsatz!" — Frau Rettel schickte gleich am andern Tage einen Extraboten um die Marie, das arme Mädchen erschrack nicht wenig, als es die Botschaft erhielt, daß es zu der, ihres losen Maules wegen in der ganzen Gegend berüchtigten Frau Rettel in den Dienst einstehen sollte, aber die Aussicht, daß sie durch dieses Opfer ihre Mutter und ihre Geschwister werde unterstützen können, machte sie alle Schwierigkeiten und Bedenken überwinden, sie schnürte ihr kleines Bündlein und machte sich auf den Weg, — mit der Mutter Segen, und mit Gottvertrauen ausgerüstet. Marie war ein sanftes, geduldiges Kind, sie hatte Jahre lang in der Schule der Leiden und Entbehrungen zugebracht, und fromme Gemüther, welche solche Erfahrungen für sich haben, wissen selbst unerhörte Schwierigkeiten zu überwinden. Man hätte fast denken sollen, Frau Rettel's Zorn und Karolinen's Hoffart würden endlich durch

solche Selbstverläugnung überwunden werden, Marie war, was Beiden besonders gut gefiel, weder hübsch, noch zudringlich, — aber es gibt eine gewisse Schönheit der Seele, welche sich im Angesichte abspiegelt, das ganze Menschenwesen durchdringt und obendrein die Gabe der Unvergänglichkeit für sich hat. Marie sah schon den ersten Tag, was für eine schwere Aufgabe es sei, im Hirschenwirthshaus zu dienen, obgleich Mutter und Tochter, wie sie es gegen jeden neuen Dienstboten zu thun pflegten, die Katzenrolle spielten und die Krallen verbargen. Es gibt jähzornige Weiber, welche schnell wieder das Aufwallen ihrer Leidenschaft bereuen, und durch Freundlichkeit die zugefügten Beleidigungen wieder vergessen machen wollen, für solche Naturen ist Vergebung und Versöhnlichkeit immer ein Balsam, und der Anknüpfungspunkt zu länger andauerndem freundlichen Verständniß. — Frau Rettel war keine solche Natur, wenn sie zankte, so wollte sie, daß man es recht und lange nachempfinde, und wenn sie gleich wieder ein freundliches Gesicht sah, so glaubte sie, man wolle ihrer entweder spotten; oder man sei unempfindlich gegen Verweise. Ich weiß nicht, ärgerte sich Frau Rettel mehr darüber, wenn man ihr widersprach, oder wenn man es nicht that, aber so viel war gewiß, die arme Marie that schon in den ersten Tagen ihrer Frau nichts recht — und eben weil sie eine Verwandte war, glaubte Frau Rettel in ihrer sehr seltsamen Weise „Mutterstelle“ an ihr vertreten zu müssen, damit aus ihr etwas werde.

Im Hirschen muß etwas Sonderbares vorgegangen

sein, denn das Unerhörte war geschehen, Guido war, das erste Mal seit er in Schwarzenhammer war, ins Hufeisenwirthshaus gegangen. — Es wäre recht lustig, die Revue zu beschreiben, die im Hufeisen vorging, gerade in dem Augenblick, als der schöne Jägersmann die Thüre öffnete und eintrat. Die Forstleute hatten gerade ihr Lieblingslied gesungen:

Im Wald' und auf der Haide!
Da hab' ich meine Freude!
Ich bin ein Jägersmann! Ich bin ein Jägersmann!

aber plötzlich verstummten sie, und starrten die ungewöhnliche Erscheinung an, und dann riefen Alle im Chore aus: „Grüß' Gott, Guido! Lässest Du Dich auch einmal unter uns seh'n? So sind wir Dir also doch nicht zu schlecht und gemein, daß Du unsere Gesellschaft auch einmal mit Deiner Gegenwart beehrest. Da! setz' Dich, Kumpan!“ Der Wirth war die Freundlichkeit selbst, seine zwei Töchter überströmten von Artigkeiten und Aufmerksamkeiten, und flogen auf seinen Wink in alle Ecken. Evaliese und Annamargareth suchten einander zu übertreffen, besonders war's die üppige Evaliese, welche mit dem Friedensstörer aller Herzen in Schwarzenhammer angelegenheitlichst liebäugelte, und Vater Jakob schwamm im Entzücken, als Guido ihr die glühenden vollen rothen Wangen kniff.

„Herr von Fröhlich,“ sagte er ungemein höflich, „wir haben uns schon lange auf die Ehre gefreut, aber die Hufeisenleute sind im Hirschen nicht gnädig angeschrieben, die Frau Rettel ist die schlimmste Hexe in der ganzen Gegend, zehn Meilen weit, die läßt keinen

Menschen ungeschoren, die muß zanken, keifen, verläumden, sonst freut sie das Leben nicht."

„Schau, Guido!" meinte treuherzig der Adjunkt Franz, „bis dato bist Du noch nicht mehr, als wir, und sonderst Dich ab von uns, wie wenn wir die Pest hätten, wenn wir Forstleute nicht zusammenhalten, so ist kein Leben. Wenn Du auch Förster wirst auf der Buchenhöh, Du brauchst uns doch. Was thust Du im Hirschen bei den langweiligen Zöpfen, dort hört man Jahr aus, Jahr ein kein lustiges Liedchen, und wenn's nicht gerade einen geschraubten Ball gibt, wo Alles auf Stelzen geht, kömmt auch kein Tänzchen vor."

„Herr Franz!" warf schnippisch die vorlaute Annamargareth hin, „Fräulein Karoline, die gespreitzte, geputzte, eitle Städterin, die keine Suppe kochen kann, die hat's dem Herrn Fröhlich nicht erlaubt, daß er sich anderwärts unterhalte!"

„Aha!" meinte lustig der immer muntere Förster vom Hirschenstand, „das Magnet zieht wohl stärker, als das Hufeisen. Weiß aber nicht, Bruder, ob ich Dir so recht gratuliren soll. Geld hat das Mädchen, das ist richtig, es ist auch Alles."

„Was Euch nicht einfällt!" bemerkte Guido mißlaunigt:

„Es wird wohl etwas daran sein müssen, Herr Fröhlich," entgegnete Evaliese, „sonst hätte doch das Hirschenfräulein nicht zu Tabakverlegers Mali am letzten Sonntag, wie sie miteinander aus der Kirche gingen, sagen können: Mali! nicht wahr, der Guido

ist ein schöner Mann, und Geld hat er auch, der wäre recht glücklich, wenn ich meinen Einnehmer aufgeben und ihn nehmen wollte. „Freilich,“ meinte die Mali dagegen, „daß der Herr Adjunkt sie schon zweimal mit ausnehmender Freundlichkeit gegrüßt habe, und daß der Herr Vater gesagt hat: Wenn er Förster wird auf der Buchenhöh, wenn er sich ausweisen kann, daß er ehrlicher Leute Kind sei, und daß er nota bene wirklich Geld hat, wie die Leute sagen, dann hat's mit meiner Einwilligung kein Leiden! Darüber hat sich die Lina schauderhaft geärgert. Möcht' wissen! Wenn mir Jemand gut ist und ich ihm auch, so mach' ich gar kein Geheimniß draus. Was hat denn der Mensch auf der Welt, als sein Bissel Freud.“

Guido ärgerte sich, er verbiß aber seine Galle, denn er fürchtete sich dem Gespötte der Gäste auszusetzen. Wenn er auch wirklich eine Neigung für Karoline gefühlt, und namentlich ihren Gesang sehr entzückend gefunden hatte, so empörte ihn das offene herzlose Zurschautragen der Erwiederung seiner Liebe, die so entsetzlich nach kalter Berechnung roch. Er gab sich einer ungewohnten Lustigkeit hin, die wilde Fröhlichkeit der Gäste, die Aufmerksamkeit der zwei Mädchen, die ihm viel besser zu sein schienen als ihr Ruf, — die Aufschneidereien des Wirthes und die Vertraulichkeit der Forstkameraden, welche in ihrer Bierseligkeit manche Geheimnisse unwillkürlich ausplauderten, gefielen ihm so gut, daß er mit seiner markigen Stimme freudig und fröhlich den Jäger-Chor mitsang:

„Hörner schallen, Büchsen knallen!“

Guido blieb gegen seine Gewohnheit heute Abend sehr lange im Wirthshaus zum Hufeisen, — er ward zur Freude der Wirthsleute täglicher Gast, und speis'te zu Mittag viel wohlfeiler und bedeutend besser, als im Hirschen. Der Wirth ließ hie und da etwas von bedeutender Mitgift fallen, welche seine Töchter einst, — Gott weiß, woher? — bekommen sollten, und die jungen Forstleute meinten, die Evaliese wäre ein ganz anderer „Kerl," als die magere zimpferliche Karoline, welche mit der Zeit eine eben solche Wetterhexe werden würde, als ihre Mutter. Daß sich die Hirschenleute, Mutter und Tochter, wüthend über die Hufeisenbevölkerung ärgerten, braucht der Erzähler wohl seinen Lesern nicht erst noch zu sagen, das liegt sonnenklar auf der Hand, nicht aber die Ursache, warum Guido so plötzlich ausgeblieben war; das muß gewissenhaft berichtet werden.

Bekanntlich war Marie, die arme Lehrerstochter, die Nichte der zänkischen Frau Rettel, im Hirschen in den Dienst eingestanden, und die zornige Frau Muhme glaubte schon der Verwandtschaft wegen ein doppeltes Recht zu haben, mit ihr beständig zu zanken und sie sogar zu mißhandeln. Marie war nur ein Dienstbote, und sie war nach den gewöhnlichen Begriffen nicht einmal hübsch, aber sie war mehr liebenswürdig durch ihre Engelsgeduld, Sanftmuth und Milde, als sie es jemals durch ihre Schönheit gewesen wäre. Es fiel natürlicher Weise dem Adjunkten nicht im Entferntesten bei, mit Marie „anzubandeln," aber das Mädchen interessirte ihn, und die

Eifersucht ihrer Herrin und deren Tochter ward zuerst rege gemacht, als sie bemerkten, daß Guido gegen sie viel freundlicher und freigebiger als gegen Lena war. Hatte der gutherzige Mensch doch wahrlich keine andere Absicht dabei, als das arme Mädchen in den Stand zu setzen, ihre arme Mutter und die vielen Geschwister zu unterstützen. Es gehörte ja eine riesige Aufopferung dazu, aus Geschwisterliebe die Launen und die empörende Rohheit der Hirschenwirthin, und den empörenden Stolz ihrer Tochter zu ertragen. Aus derselben Blume, aus welcher die Biene den Honig saugt, saugt die Spinne das Gift, wie letztere, thaten es Mutter und Tochter, und quälten die unschuldige Marie mit den entehrendsten Vorwürfen, ja, Karoline entblödete sich nicht, Guido mit dem Interesse zu foppen, welches er gegen das „dumme Bettelmensch" an den Tag legte, aber dumm war Marie keineswegs, wenn sie auch nicht einen einzigen Roman ihr Leben lang gelesen, und Jemanden seiner aufrichtigen Frömmigkeit wegen für dumm zu halten, und ihm mit diesem Prädikat zu beehren, das hängt sehr vom Gusto des Zeitgeistes ab, dem eben Guido nicht sehr zu huldigen schien, denn er war zu den Weihnachtstagen zur heil. Beicht und zum Tisch des Herrn gegangen, was der aufgeklärte Pöbel und Janhagel von Schwarzenhammer für sehr albern und bedeutend gegen die dort herrschende Gewohnheit, es zu Ostern „für ein ganzes Jahr abzuthun" hielt. Dieses Benehmen Guido's gab den zwei Hirschenfrauen Veranlassung, nicht die delikatesten Bemerkungen über Guido's Fröm-

migkeit zu machen, welche Fräulein Karoline „Ultramontanismus“ nannte. Das hatte sie in der Stadt gelernt, war aber um Vieles andere, was sie eben auch in der Stadt gelernt, nicht gar sehr zu beneiden.

„Es ist ein Zeichen von beschränktem Geist, wenn Einer so ganz außer der Zeit zur Beichte geht,“ äußerte Karoline, „die Schreiber mußten alle die Sacktücher vor den Mund halten, als sie den hübschen Guido neben der alten Ursel und der tauben Veronika beim Altare knien sah'n, er machte dabei ein so andächtiges Gesicht, wie der magere heil. Aloisius am Seitenaltar, ich muß selbst noch einmal lachen, wenn ich mich daran erinnere. Zu Ostern lasse ich mir's gefallen, da ist es eine alte Gewohnheit, man sagt eben was hin, und damit ist es abgethan.“

„Linchen, er ist ein Baier, und die sind in der Regel weniger belesen und mehr andächtig als wir. Erinnerst Du Dich noch an den alten Rentmeister, der war ein Augsburger, wo doch die Evangelischen ihre Confession gemacht, und der hat den Rosenkranz gebetet, trotz der alten Ursel, — mit dem Einnehmer wirst Du dieses Kreuz nicht haben.“

„Ah was! Der Einnehmer wird mir manchmal ganz unausstehlich mit seinem dummen Gewäsch und seiner albernen Kupfernase, ich bin nicht bigott, aber der glaubt selbst mir zu wenig. Es ärgert mich nur, wenn sich die Leute über Herrn Guido lustig machen.“

Marie scheuerte gerade das Zinngeschirr, und hörte den saubern Diskurs, da konnte sie sich nicht

enthalten, in ihrer Herzenseinfalt die Bemerkung zu machen:

„Gute Menschen werden ihn gewiß seiner Andacht wegen doppelt achten, welche der ganzen Gemeinde zur größten Erbauung gereicht."

„Du freche Dirne!" rief Karoline in höchster Entrüstung, und versetzte dem armen Mädchen einen Schlag in's Gesicht, daß sogleich die Wange hochauf geschwollen war, „wie, Du unterfangest Dich, zu reden, oder gar Deine Augen zu dem Herrn Guido zu erheben? Nicht wahr, das wäre so Etwas für Dich, wenn er sich mit Dir vergessen sollte; denn er hat Geld, das wäre so ein rechter Fang für Dich, Du liederliches Mensch, glaubst Du, daß ich nicht weiß, daß Du erst gestern Abends einen halben Thaler von ihm bekommen hast. Er wird wohl seine Ursachen haben."

„Ach Gott!" seufzte Marie, „ich hab' das Geld ja gar nicht nehmen wollen, er hat es mir ja aufgenöthigt und mir gesagt, ich sollt' es meiner armen Mutter schicken."

„Also bettelst Du gar, und machst unserer Verwandtschaft Schande? Bekömmst Du etwa nicht Deine Kost, bekömmst Du nicht ein Heidengeld als Lohn, was thust Du denn dafür? Untersteh' Dich, mit den Herren, die mein ehrliches Gasthaus besuchen, zu scharmuziren! Ich werde Dir schon den Teufel austreiben und Dir das Bocksblut abzapfen, und sollt's durch Mund und Nase heraus."

Die zornige und eifersüchtige Nettel versetzte auch

ihrerseits dem bedauerungswürdigen Mädchen einen Schlag, und bemerkte nicht, daß Guido bereits längere Zeit in der geöffneten Thüre stand, und Zeuge des ganzen Vorganges war. Voll Entrüstung trat er zum Schutze des bedauerungswürdigen Mädchens vor die zornglühende Frau Rettel, und fragte heftig und barsch, was die Ursache ihres im höchsten Grade gemeinen Benehmens sei. Die zungenfertige Frau konnte in ihrer Verlegenheit nicht ein einziges Wort zur Entschuldigung finden, schluchzend erzählte Marie den Zusammenhang, während Karoline zähneknirschend und fäusteballend ihr drohte, da sie hinter Guido stand, und von ihm nicht bemerkt werden konnte.

„Niemand ist berechtigt, sich zum Richter meiner Handlungen und meines Gewissens aufzuwerfen," sagte Guido unwillig, „und ich glaube mich vor Niemanden deshalb rechtfertigen zu müssen, das aber kann ich Ihnen Beiden gegenüber offen und aufrichtig sagen, daß mir Ihr Benehmen gegen dieses unschuldige Mädchen durchaus mißfällt, und daß es mir sehr leid thun möchte, wenn Sie ohne alle Ursache meinerseits mein Benehmen, oder eine kleine Diskretion, die ich ihr gebe, zum ungerechten Vorwande Ihrer Härte nehmen wollten, die sich in keiner Weise entschuldigen läßt."

Karoline wußte bald den jungen Mann wieder zu beruhigen, sie log ihm sehr viel von Mariens Frechheit und unziemlichen Äußerungen, von ihrem Starrsinne vor, Frau Rettel beklagte sich so sehr über ihre Unsauberkeit und Faulheit, daß Guido Beiden den

guten Rath gab, mit ihr bis zum neuen Jahr Geduld zu haben, und sie dann zu entlassen, wenn sie mit ihr nicht zufrieden wären. Das alte Verhältniß war wieder so ziemlich hergestellt, Karoline stickte fleißig an einem Tabaksbeutel, mit welchem sie Guido, der es wohl wußte, überraschen wollte. Frau Rettel war wieder die Aufmerksamkeit und Artigkeit selbst, putzte sich sorgfältiger als gewöhnlich, und erzählte sehr oft von den vielen Heiratsanträgen, mit welchen sie in letzter Zeit belästigt worden sei, und hätte nie Zeit mit Verlegers Mali, welche zufälliger Weise sehr oft um Mittag kam, um sich von Karoline Stickmuster und Noten für die Guitarre zu holen; denn Guido hatte sich einmal geäußert, daß Mali ein recht hübsches Kind sei, und sehr jung zu sein scheine.

Die Stammgäste waren immer dieselben, der alte Oberförster war regelmäßig zornig, wenn er den ordnungswidrigen Adjunkten erblickte, und brummte etwas von der Hetzpeitsche, wenn er den Eindringling wieder einmal beim Holzanweisen treffen sollte. Guido verstand ihn wahrscheinlich nicht, weil er schwieg, aber der Alte konnte seinen stechenden Blick nicht vertragen, trat seinen Hektor zornig auf den Kopf, daß er heulte, und zog heftig an seinem langen grauen Schnurrbart. Einst kam es zwischen Beiden zu einem offenen Streit, — die Veranlassung war die Magd.

Der Alte glaubte sie ebenso wie die Lena behandeln zu können, und war mit seinen rohen Zärtlichkeiten gegen sie, wie er es gegen die frühere gewohnt

war, sehr zudringlich. Das wollte Marie nicht leiden, stieß den alten Sünder so heftig von sich, daß er taumelte, und hielt ihm in ihrer Entrüstung eine förmliche Strafpredigt. Guido nahm ihre Partei, der Oberförster, der keine Scham kannte, war über die Frechheit „eines elenden Adjunkten" außer sich. Es wäre zu Thätlichkeiten gekommen, wenn sich nicht alle Anwesenden ins Mittel gelegt hätten.

„Das Betteldíng," sagte die Wirthin, „wie das zimpferlich thut, wie eine Prinzeß, sollt eine Freud' darüber haben, wenn sich Jemand mit ihr abgibt."

Diese Äußerung empörte Guido im Innersten seiner Seele, die Wirthin sowohl als Karoline hätten es in seinem Angesicht lesen müssen, wenn sie ihn in diesem Augenblick betrachtet hätten. Seit dieser Zeit nahmen die Verfolgungen Mariens kein Ende mehr, und die geringfügigsten Ursachen gaben Veranlassung zu Schmähreden und zu Mißhandlungen, welche jetzt an die Tagesordnung gehörten. Eines Abends, als nebst dem tauben Postmeister, dem Verleger und Oberförster, nebst Guido Niemand im Gasthause zugegen war, saß der Adjunkt neben Karoline, und machte ihr unverholen Vorwürfe über die Härte und Rohheit, mit welcher sie ihre arme Cousine behandelte:

„Die Marie," sprach er, „ist ein so gutes, geduldiges Mädchen, sie ist so fromm und bescheiden, daß es mir immer wehe thut, wenn ich höre, wie hart Sie mit ihr umgehen. Armuth ist ja doch weder eine Schande, noch ein Verbrechen, soll auch nie für uns eine Ursache

werden, Andere, die sich nicht in gleich glücklichen Vermögensverhältnissen befinden, mit Härte zu behandeln, weil die Armuth mit der Demuth gepaart ist. Es ist ein schweres Loos, wenn man dienen muß, und es ist lieb- und herzlos, wenn man dies harte Loos noch mehr erschwert und verbittert."

„Mutter!" sprach Karoline schnippisch zu der Alten, die gerade vorüberging, „Schade, daß Du nicht hier gewesen bist. Herr Guido hat gerade dem Dienstmensch, der Marie, eine sehr warme Lobrede gehalten."

„Herr Fröhlich!" meinte die Wirthin, „ich begreife gar nicht, was Sie an dem Mensch für einen Narren gefressen haben, es ist doch gar nichts an ihr."

„Ich sagte nie, daß ich mich um sie besonders interessire, das fiel mir auch nicht ein, aber ich kann überhaupt nicht gleichgiltig zusehen, wenn irgend einem Menschen Unrecht geschieht, und das können Sie doch nicht läugnen, daß Sie die arme Marie ohne alle Ursache quälen und kränken."

„Ich? Nun hört einmal! Ich thue also Jedem Unrecht, wenn ich Reinlichkeit und Ordnung im Hause haben will, wie sich's gebührt. Ich verlange nur, was recht ist, sonst verlange ich nichts. Ja, die Marie mit ihren frommen schönen Worten, wenn die nur so flüchtig mit den Händen, wie mit der Zunge wäre. Nichts arbeiten, beten und andächtige Bücher lesen, das möchte ihr gefallen, aber mir kann's nicht recht sein, denn ich will Ordnung haben, und zahle meine Dienstboten nicht für's Faullenzen. Nun, schaut einmal! Ich thue also

der unschuldigen Marie so viel Unrecht! Wie denn? Wann denn, wenn man fragen darf?"

„Ich könnt' Ihnen Fälle genug anführen, wenn es sich der Mühe lohnte, aber wie war's denn so heute Abend erst mit den Tarokkarten? Ich habe es doch mit eigenen Augen gesehen, wie Sie die Karten beim Aufräumen in die Schublade gelegt haben, und dann, wie Sie sie suchten, muß es Marie gewesen sein, welche sie verlegt hat. Sie haben ihr alle nur erdenklichen Schimpfworte gegeben, und sie obendrein geschlagen. Ich frage Sie, ob Ihnen dieses Benehmen Ehre macht?"

„Und ich frage Sie, Herr von Fröhlich, ob Sie das etwas angeht, und ob Sie mir Vorschriften zu machen haben, wie ich meine Dienstboten behandeln soll. Die Marie kann Gott danken, daß sie einen Dienst bekommen hat."

Die Verfolgungen hörten nicht auf, und Marie verließ freiwillig den Dienst. Der Streit, den Guido mit Frau Rettel hatte, war die Ursache, daß er im Hirschen ausblieb und in's Hufeisen ging, wo es ihm besser zu gefallen schien, als im Hirschenwirthshaus. Allgemein war die Rede, daß der Adjunkt die Evaliese sehr gerne sehe, nun, übel war das Mädel nicht vom Gesicht, aber der Ruf war eben nicht beneidenswerth.

3. Der Oberförster.

„Möchte gerne wissen, was es morgen beim Herrn Grafen gibt," fragte der Jägerbursch Franz den

Guido, „wir sollen Alle in voller Parade „zum Rapport“ kommen. Möcht' Dir wünschen, daß es Deiner Anstellung gelten möchte, wartest ohnehin schon sehr lange, und die Anstellung auf der Buchenhöh wäre eben nicht zu verwerfen.“

„Danke Dir, Franz, für Deine guten Wünsche. Warum möchtest Du denn aber gar so gerne, daß gerade ich auf die Buchenhöh komme?“

„Schau, ich halt Dich halt für einen fidelen und pfiffigen Burschen, wenn Du auch gerade nicht viel trinkst und nicht mit uns Färbeln oder Zwicken willst. Die Försterstelle auf der Buchenhöh ist immer eine Schmalzgrube gewesen, sie ist die entlegenste von allen, der Herr Graf kommt wunderselten einmal in die Holzschläge, und es läßt sich dort schon etwas machen, wenn Du mit dem Oberförster einverstanden bist. Die zwei haben immer Geld genug gehabt.“

Guido hatte stets mit der größten Aufmerksamkeit derlei Mittheilungen angehört, und sie scheinen auch die Hauptursache zu sein, warum er stets die Gesellschaft im Hufeisen aufsuchte. Am Morgen fanden sich alle Jäger in größter Parade im Schlosse im Saale ein, wo bereits der Graf mit Guido sie erwartete, und in folgender Weise anredete:

„Meine Erfahrungen, meine Überzeugung, und besonders die Kontrolle des Herrn Guido von Fröhlich haben eine Veränderung im Stande des Forstpersonales durchaus nothwendig gemacht. Ich sehe mich gezwungen, endlich einen Schritt zu thun, den ich in mei-

nem eigenen Interesse schon längst hätte thun sollen. Der gegenwärtige Herr Oberförster Friedrich Waldheim ist somit seiner Dienstleistung enthoben, und tritt vom heutigen Tage in Pension, seine Stelle übergebe ich dem bisherigen Auengrüner Förster, welcher seit mehreren Wochen als mein Kontrollförster fungirte, dem hier anwesenden Herrn Guido von Fröhlich, welchem auch mein Herr Bruder gleichzeitig die Oberinspektorstelle über seine sämmtlichen Waldungen anvertraut. Meine Überzeugung, die glänzendsten Zeugnisse und Empfehlungen sprechen dafür, daß der neue Herr Oberförster sowohl die gehörigen Kenntnisse besitze, als auch mit Treue und Ergebenheit sich seinem neuen Dienste widmen werde. Ich befehle Euch Allen den strengsten Gehorsam gegen seine Befehle, ich warne jeden von Euch, damit ich nicht gezwungen werde, noch strengere Maßregeln nehmen zu müssen. Der bisherige Oberförster ist angewiesen, sämmtliche Bücher und Rechnungen seinem Herrn Nachfolger sogleich zu übergeben, wie auch innerhalb acht Tagen sämmtliche Ausstände zu liquidiren. Herr von Fröhlich wird so lange im Schlosse wohnen, bis Herr Waldheim seine bisherige Wohnung geräumt hat."

Die Überraschung und Bestürzung unter den Forstleuten war allgemein, der alte Oberförster war wie vom Donner getroffen, als er das verdiente, aber unvermuthete Strafurtheil hörte, das ihn seiner einflußreichen und einträglichen Stellung mit einem Schlage beraubte. Er wagte kein Wort zu sprechen, und als alle Forstbeamte ihrem neuen Vorstand Glück wünschten, wagte

es der Oberförster nicht einmal, sich ihm zu nähern, denn jetzt war ihm wie allen Andern der Zusammenhang klar geworden, und jeder hatte es zu bereuen, daß er Guido gegenüber manches vorlaute Wort gesprochen, das er in seiner gegenwärtigen Stellung sehr gut ausbeuten konnte. Guido, dessen Jägercamisol bereits mit dem doppelten goldenen Eichenlaub verziert war, benahm sich mit sehr viel Anstand gegen seine nunmehrigen Untergebenen, er flößte ihnen mit einem Worte Vertrauen ein, und ermangelte anderer Seits auch nicht, sie darauf aufmerksam zu machen, daß er jede Untreue unnachsichtlich zur Kenntniß des Herrn Grafen bringen und strafen werde, dann machte er ihnen bekannt, daß sie heute seine Gäste seien, und er sie im Hufeisen traktiren werde, wobei er freilich auch nicht unterließ, mancherlei Bemerkungen über dieses Wirthshaus fallen zu lassen, welche ihnen nicht gerade sehr angenehm waren.

In einer halben Stunde war die unerwartete Neuigkeit in ganz Schwarzenhammer verbreitet, und daß sie besonders bei den Mädchen sehr viel Sensation gemacht, braucht der Erzähler wohl nicht erst noch zu bemerken. So jung, so schön, vom Adel, reich und Oberförster! Das waren freilich sehr lockende, glänzende Eigenschaften. Wer wohl Frau Oberförsterin wird? Und ob Herr Guido von Fröhlich nicht schon in seiner Heimat ein Liebchen habe, das waren Lebensfragen, mit welchen sich jedes Schwarzenhammer Mädchen angelegenheitlichst beschäftigte. Karoline war vor Entzücken außer sich, sogleich als sie die fröhlich überraschende

Kunde erfuhr, machte sie neue Toilette und frisirte sehr sorgfältig ihr Haar, während die Alte ihre Galle über der Tochter „Zudringlichkeit" verbeißend, selbst eine neue Schürze umband, und eine Feiertagshaube aufsetzte. Im Hufeisen war es seit Jahr und Tag nicht so reinlich gewesen, wie an dem heutigen Tag, Evaliese machte vor lauter Überraschung Alles verkehrt, und Vater Jakob zweifelte nicht im Entferntesten daran, daß der neue Herr Oberförster gewiß sehr viel zur Hebung seiner Gastnahrung beitragen werde. — Verlegers Mali kam wieder zufällig um ein Stickmuster zu Karoline, und Apothekers Tini hatte heute gar keinen Appetit, und saß während des Mittagsessens beim Fenster, um es ja nicht zu verpassen, wenn der neue Oberförster aus dem Schlosse kommen würde. Endlich kam er und ging nicht auf den Hirschen, sondern auf das Hufeisen zu. Sollten plötzlich Evaliesen's Aktien gestiegen sein? Karoline war in Verzweiflung, und machte kein Geheimniß daraus, Frau Rettel aber giftete sich im Stillen, und konnte nur mit Mühe ihre Galle verbeißen. Als sie aber sah, daß mit Ausnahme des alten Herrn Pfarrers alle Stammgäste ausblieben, als ihr eine getreue, zahnlose Neuigkeitlieferantin brühwarm meldete, daß sowohl der Herr Postmeister, als der Apotheker und der Verleger das verrufene Hufeisen mit ihrer Gegenwart beehrten, da brach ihr Zorn aus, und es tobte ein schweres Ungewitter im Hause. Der neue Oberförster traktirte seine Untergebenen, welche sich mit nicht geringer Verlegenheit daran erinnerten, daß sie ihm so manches Geheim-

niß verrathen, und ihn in den Stand gesetzt, ihre besten Geldquellen zu verstopfen. Vater Jakob überströmte von außerordentlichen Höflichkeiten, die zwei Mädchen wetteiferten in ihren Artigkeiten, und besonders war es Evaliese, welche mehre Mal wiederholt, sie hätte nur zu gut gewußt, daß der Herr Guido kein gewöhnlicher Adjunkt sei, sie hätte immer in ihm einen großen Herrn vermuthet. Auch gab sie nicht undeutlich zu verstehen, daß sie ihn hinwieder schon als Adjunkten geliebt habe, — also nicht blos seines Ranges und Ansehens wegen. Die drei Hirschenstammgäste, welche alle heiratsbare Töchter hatten, machten dem Herrn Oberförster ihren Hof, denn sie waren von ihren Ehehälften sogleich nach Empfang der hochinteressanten Depesche von Guido's Anstellung gehörig bearbeitet, und für die delikate Mission instruirt worden. Guido verstand sogleich, wohin die Herren mit ihrer schlauen Politik abzielten, und sagte jedem Einzelnen so viel verbindliche und schmeichelhafte Worte über seine erwachsenen Töchter, daß jeder jubelnd und mit dem felsenfesten Bewußtsein des Oberförsters Schwiegervater zu werden, nach Hause ging, und hier erst durch seine zuversichtliche Rede eine wahre Konfusion, besonders dort anrichtete, wo mehr als eine heiratsbare Tochter war. Die Schwarzenhammer Damen wurden längere Zeit in der größten Ungewißheit gelassen, welche von den vielen eigentlich die rechte Braut des Oberförsters sei. Man rieth hin und her; daß Guido heiraten werde, unterlag nicht mehr dem mindesten Zweifel, denn die Einrichtung seiner neuen Wohnung deutete genau darauf. Endlich

kam eine Gelegenheit, bei welcher die auf einander eifersüchtigen Mädchen sicher hofften, ihre Neugierde zu befriedigen, es ward im Hirschen ein Ball gegeben, bei welchem alle jungen Herren von Distinktion und alle Mädchen erscheinen sollten. Daß der Oberförster nicht fehlen würde, schien um so sicherer, als man das Gerede verbreitete, der Ball werde ihm zu Ehren gegeben, — und es versteht sich doch von selbst, daß ein scharfes Auge aus seinem Benehmen leicht die Bevorzugte, die Braut des Oberförsters erkennen würde. Damit Niemand in seiner Erwartung getäuscht werde, sandte ihm die Hirschenwirthin eine Einladungskarte zu, denn er hatte das Gasthaus seit der Zeit, von der wir erzählten, nicht mehr betreten. Alle Mädchen hatten große Vorbereitungen für den wichtigen Abend gemacht, die brennende Frage des Tages in Schwarzenhammer: Welches Mädchen wird wohl des Oberförsters Braut, ward in allen Häusern sehr oft und sehr gründlich besprochen, und es gab bereits gewaltige Eifersuchtsscenen, bevor noch irgend Eine wußte, ob sie denn auch der Oberförster möge, und so Manche geberdete sich schon als Oberförsterin, ohne daß es ihm auch nur im Traume einfiel, an sie zu denken. Frau Rettel hatte lange deliberirt, welche Wahl sie treffen, ob sie der Hand Guido's oder der Wirthshausregierung entsagen sollte, endlich entschloß sie sich zu letzterem Schritt, und zweifelte nicht im Entferntesten an Guido's Entzücken, wenn er ihr Jawort und ihre Einwilligung, Oberförsterin zu werden, erhalten würde. — Der Abend des Balles, auf den Jeder so sehr gespannt war, war endlich gekommen.

Aber dieser Guido war ein räthselhafter Mensch, man konnte unmöglich aus seinem Benehmen schließen, wen er bevorzuge. Die Wirthin hatte er zum Besten, was sie sehr weise sich mit dem alten Sprichwort erklärte, daß sich necke was sich liebe, mit Karoline unterhielt er sich sehr gerne, Verlegers Mali sagte er sehr viele Artigkeiten, mit Postmeisters alternder, überspannten Theodolinde redete er sehr angelegenheitlich von ihren Gedichten, die sie im Wochenblättchen veröffentlicht hatte, und von denen er nie eines ganz durchzulesen vermochte, mit Apothekers Sofie hatte er mehrere Male getanzt, und schien sie sehr liebenswürdig zu finden; und daß er die dicke Evaliese in die Wangen gekniffen, das ward allgemein besprochen, nun sollte nach allen diesen Vorgängen Jemand urtheilen, ob und welcher er den Vorzug gebe. Der Ortsbürgermeister galt seines Amtes wegen für den Salomon in Schwarzenhammer, auch er hatte seine Clementine ins Treffen geführt, damit sie mit ihren feurigen Augen Bresche schieße in das oberförsterische Herz. Diese neue Erscheinung schien allen Zeichen nach am meisten Eindruck auf den Oberförster zu machen. Clementine war in der „Kunst zu gefallen" ungemein erfahren, sie schien unter den besten Lehrmeisterinen die Koketterie aus dem Fundament gelernt zu haben, denn ohne daß sie je mit Guido gesprochen hatte, kannte sie alle seine schwachen Seiten und Neigungen, und träumte und frömmelte so geschickt in der Konversation mit ihm, daß Guido sich nicht enthalten konnte, dem Rentmeister zu sagen, er halte Clementine für ungemein geistreich. Daß aber

der Bürger- und der Rentmeister Gevattern waren, wußte er nicht, und hatte daher auch keine Ahnung davon, daß Ersterem sein absichtslos hingeworfenes Wort sogleich zugetragen würde. Der Bürgermeister hielt den Sieg seiner Clementine für entschieden, und erwartete mit Ungeduld die Rast- und Ruhestunde, um seinem Schwiegersohn auf den Zahn fühlen zu können. Das Gespräch begann.

„Herr Oberförster, ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen zu Ihrer Beförderung, wir sind sehr glücklich, einen so ausgezeichneten Mann bleibend in unserer Mitte zu seh'n, die Freude darüber ist allgemein."

„Ich danke Ihnen, Herr Bürgermeister, für Ihre Freundschaft. Ich habe vom ersten Tage meines Hierseins bereits gewußt, daß mir dieser Posten bestimmt sei, und habe mein Inkognito dazu benützt, mir reichliches Material von Erfahrungen zu sammeln, welche mir gegenwärtig sehr nützlich sein können. Ich bin wirklich recht erfreut, daß meine Wahl Schwarzenhammer getroffen hat, denn ich glaube hier recht angenehm leben und dienen zu können."

„Aber ledig können Sie unmöglich bleiben, theuerster Herr Oberförster, es ist eine rein absolute Unmöglichkeit, die Oberförsterwohnung ist etwas entlegen, und da sie einige Adjunkten verköstigen müssen —"

„O, es fällt mir auch durchaus nicht ein, Junggeselle zu bleiben, ich habe nur auf den Zeitpunkt gewartet, bis ich ganz selbstständig werde."

„Ja, ja, Herr von Fröhlich, — ich bin kein Schmeichler, ja, die Leute meinen, ich sei im Gegentheile

eher etwas grob, aber daß Sie ein Kapitalmann sind, muß Ihnen Ihr Feind nachsagen, Sie sind ein Adonis, Sie sind Oberförster, haben eigenes Vermögen."

„O, das ist nur unbedeutend!"

„Wird aber mit der Zeit noch sehr groß werden, denn Sie müssen einmal eine reiche Parthie machen. Freundchen, hier in Schwarzenhammer hat's Geld, man sollte es gar nicht denken, es gibt hier auch schöne Mädchen, nicht wahr?"

„O gewiß, ich gestehe, daß ich sehr angenehm von dieser Erfahrung überrascht wurde."

„Also, Freundchen, zugegriffen, Sie haben eine sehr leichte Wahl, denn Ihnen fliegen alle Herzen entgegen."

„Ja, das ist sicher, — ich heirate, und gewiß in sehr kurzer Zeit."

„Doch keine Fremde?"

„Nein."

„Sie verzeihen schon meine Aufrichtigkeit, Herr von Fröhlich, — aber ich rathe Ihnen — nur viel Geld."

„Es ist nicht zu verachten, aber ich gehe nicht gerade darauf aus, ich habe so viel Einkommen, um sorgenlos eine Familie ernähren zu können. Ich will nur ein Weib, das mich um meinetwillen selbst liebt, ein religiöses, gottesfürchtiges, arbeitsames, häusliches Weib, — eine wahre deutsche Hausfrau, mit der ich glücklich sein kann, — wenn sie eben auch nicht gar besonders schön und gebildet ist. Ich habe hierüber meine Grundsätze, und nur mein eigenes Glück im Auge, nicht

aber die Ansichten und das Gerede der Leute, — diese sind mir ganz gleichgiltig und kümmern mich nicht im Entferntesten."

„Sie haben sehr solide Grundsätze, Herr von Fröhlich, solche Grundsätze habe ich auch meinen Kindern eingeprägt, z. B. meiner Clementine. Kennen Sie meine Clementine, Herr Oberförster?"

„Ja wohl, ich hatte ja das Vergnügen, mit ihr am heutigen Abend einigemal zu tanzen."

„Seh'n Sie, es ziemt einem Vater nicht, seine Kinder und seine Erziehung zu loben, aber von der Clementine kann ich Ihnen aufrichtig sagen, die hat Bildung, sie hat Witz, und spielt sehr gut Fortepiano."

„Sie spielt vierhändig mit meiner Mali," bemerkte der Verleger, „meine Mali spielt die Prim, die ist immer schwerer. Herr Oberförster, warum besuchen Sie uns denn nie, ich habe Sie doch so oft eingeladen."

Guido, der sich an eine derartige Einladung aus sehr guten Gründen nicht zu erinnern wußte, konnte sich über die Kriegslist der Väter nicht genug wundern, und lächelte stillvergnügt über ihre angestrengten Bemühungen, ihre Töchter los zu werden.

Unterdessen machte der langweilige Einnehmer seiner holden Schönen heute Abend nicht mit dem besten Erfolg den Hof, denn sie hatte offenbar ihre Augen und Gedanken nur auf den schönen Oberförster gerichtet. Der Einnehmer trank sich aus Verdruß über diese schnöde Behandlung früher als gewöhnlich ein Räuschchen an, und erschien erst, nachdem er „vollgeladen" hatte, wieder im Saale, und zwar zum eben so großen Ergötzen der

Gesellschaft, als zum Verdruße Karolinen's, welche sich ungemein über die spöttischen Bemerkungen ärgerte, deren Zielscheibe ihr Erklärter war. Dieser hatte unter mancherlei verschiedenartigen Eigenschaften auch die, daß er nie glaubte und nie zugestand, daß er ein Räuschchen habe, und sich unter derartigen Umständen immer für doppelt liebenswürdig hielt. Karoline, welche das spöttische Lächeln ihrer Freundinen sah, fertigte ihren Liebhaber derb ab, daß dieser nach kurzem Nachdenken endlich zu dem Resultate kam, Niemand anderer könne Ursache dieser Veränderung sein, als der Oberförster, mit welchem alle jungen Mädchen liebäugelten, und er war dumm genug, Guido zur Rede zu stellen, daß er ihm Karolinen's Herz geraubt. Die Scene war im höchsten Grade ergötzlich, und Karoline glaubte in den Boden sinken zu müssen, als sie Guido's Äußerung hörte:

„Beruhigen Sie sich, schätzbarster Herr Einnehmer, ich bin keineswegs so grausam, als sie glauben, und möchte mir ein Gewissen daraus machen, ein Herz zu beunruhigen, auf welches Sie so viel gerechte und durch die Zeit gefestigte Ansprüche haben."

Die andern Heiratskandidatinen, selbst Frau Rettel, freuten sich darüber, daß wenigstens eine Bewerberin aus dem Felde geschlagen sei, aber Guido's Benehmen war so behutsam, und wie die Leute sagten, so „politisch," daß auch der langersehnte Ball vorüberging, ohne daß man auf irgend eine besondere Neigung Guido's schließen konnte. — Auf einmal verbreitete sich das Gerücht, der Herr Oberförster werde verreisen,

wohl war er öfters Tage lang fortgewesen, aber daß er jetzt auf längere Zeit sich entfernen sollte, ward natürlich nur mit der Brautschau in Verbindung gebracht. Plötzlich kamen zwei Briefe auf der Post an, beide waren von Guido's Hand geschrieben, der eine war an Clementine, der andere an Frau Rettel adressirt. Die Ankunft dieser Briefe machte ungeheure Sensation, die Postmeistertöchter hätten sich bald zur Verletzung des Briefgeheimnisses verleiten lassen, und verzehrten sich vor Neid über Tinchen's Glück, Frau Rettel wußte nicht, was anständiger wäre, ob sie in Ohnmacht fallen, oder vor Stolz platzen sollte, und sie war so unklug, vor Eröffnung des Briefes sich zu äußern: „Karoline! siehst Du, der Oberförster hat Geschmack und Verstand. Man muß nicht gerade gar zu jung sein, um einem vernünftigen Mann zu gefallen!" Noch nach mehreren Jahren ward die arme Frau Rettel mit diesem ihren Freudenausruf gepeinigt und geplagt. Clementinen's Vater handelte auch eben so übereilt, denn er rief triumphirend aus: „Ich habe nie Etwas gesagt, obgleich ich aus Herrn von Fröhlich's Benehmen den ganzen Zusammenhang errathen konnte, der neue Oberförster handelt sehr klug, daß er durch eine Verbindung mit meinem Hause sein Ansehen befestigt!" Als aber die beiden „Bräute des Oberförsters" die Briefe öffneten, „ging ihnen das Gesicht bedeutend aus dem Leim," denn Guido bat in dem ersteren Frau Rettel, ein Hochzeitsmal für 40 Personen herzurichten, und ersuchte Clementine, mit Bewilligung ihrer Eltern, Kranzeljungfer seiner Braut zu sein. Hochzeitsmal und Kranzel-

jungfer, und noch immer keine Braut. Noch blühte aber den andern Heiratskandidatinen eine Hoffnung, da sie die gefährlichste Rivalin eben so wenig wie Karoline zu fürchten hatten. Endlich kam der Oberförster selbst, aber kein Wort der Aufklärung entschlüpfte seinen Lippen, und so oft die Rede auf's Heiraten und des Oberförsters Braut kam, wußte er geschickt das Gespräch auf andere Gegenstände zu leiten, und versprach blos geheimnißvoll den Schwarzenhammer guten Leuten eine sehr angenehme Überraschung zu bereiten. Am Vorabend des Hochzeitstages kamen mit Extrapost ein ältlicher Herr und eine Dame gefahren. Die Neugierigen glaubten, die sei wohl eine reiche Witwe und des Oberförsters Braut, erfuhren aber zu ihrer großen Enttäuschung, daß die Zwei die Eltern des Oberförsters seien, nämlich der königliche Forstmeister Fröhlich mit seiner Gattin. Vom frühesten Morgen war die Kirche von Neugierigen belagert, Mehrere waren auf den Kirchthurm gestiegen, um zu sehen, wohin die zwei Schlitten mit dem Bräutigam, den Brautführern und den Kranzeljungfern wohl gefahren seien, und wann sie wohl wieder kommen würden. Endlich sah man sie von weitem und hörte das Schellengeklingel. Sie flogen durch Schwarzenhammer, und keinem Menschen war es möglich, in der dichten Pelzvermummung die Braut des Oberförsters recht in Augenschein zu nehmen. Endlich ist der ersehnte Augenblick da, die Glocken rufen zum feierlichen Gottesdienst, endlich! endlich! da kommt Guido, und an seiner Seite Marie! Niemand will seinen Augen recht trauen, aber es ist nicht anders, trotz aller Gegenreden, die man anfänglich

erhob, ist es Niemand anderer, als eben dieselbe Marie, die arme Lehrerstochter, die ehemalige Dienstmagd bei ihrer schlimmen Muhme, bei der Frau Rettel! Es war in der That die arme Marie, die der schöne reiche Oberförster zu seiner Braut erwählt. An die hatte wohl Niemand gedacht, um die hatte sich Niemand gekümmert, denn sie war nicht einmal sonderlich hübsch. Die Ansichten über Guido's Wahl waren natürlich sehr verschieden, die Einen meinten, Marie müsse es sehr schlau angestellt haben, daß Guido an ihr einen Narren gefressen, die Andern sagten noch niederträchtigere Dinge, und nur wenige waren vernünftig genug, zuzugeben, daß diese Wahl sowohl dem Herzen als dem Verstande Guido's sehr viel Ehre mache, weil Marien's Ruf unbescholten, ihre Frömmigkeit und kindliche Liebe eben so rühmenswerth wie ihre Arbeitsamkeit, Häuslichkeit und Anspruchslosigkeit war. Unter den dümmsten der Kritiker, welche ihr die Armut zum unverzeihlichen Vorwurf machten, war der kluge Herr Bürgermeister der erste. „Möchte wissen," geiferte er, „was dem Herrn Oberförster eingefallen ist, sich in die Betteldirne zu vergaffen, hat ihm keine andere Mitgift gebracht, als eine zahlreiche Bettelfamilie, die an ihm saugen wird, wollt' wetten, daß er ihr sogar die ganze Ausstattung hat schaffen müssen. Ich habe ihn stets für sehr vernünftig gehalten, damit aber hat er's eben nicht bewiesen, daß er die Lehrermarie genommen. Pfui Teufel! eine Magd. Wie's aber geschehen sein mag? Ich kann nicht glauben, daß die Frau Rettel dazu beigetragen hat, denn die spekulirte immer für ihre hochnäsige Karoline, und soll

die Marie sogar mißhandelt haben, was nützt's, jetzt ist sie doch Frau von Fröhlich, hochgräfliche Oberförsterin." Die Mädchen waren alle voll Gift, Zorn und Neid, am meisten Karoline, die nicht einmal in die Kirche gegangen war.

Unbeschreiblich war aber die Verwirrung der Frau Rettel, Marie, das arme Mädchen, das sie so oft gescholten und geschlagen, war Guido's Frau, sie mußte zu ihr Frau Oberförsterin sagen, mußte sie bei Tische bedienen, mußte ihr alle Ehre erweisen, es war zum Tollwerden. Das hohe Amt war beendigt, die zur Tafel geladenen Gäste sammelten sich im Hirschen, und erwarteten die Neuvermählten und die so sehr von einander verschiedenen Anverwandten derselben, die alte Lehrerin traute sich anfangs nicht einmal in den Saal hinein, aber die Frau Forstmeisterin überwand durch ihre Freundlichkeit alles ihr Bedenken. Vor der Tafel empfingen die Neuvermählten die Glückwünsche aller Anwesenden, besonders war es der Herr Pfarrer, der herzlichen Antheil an dem Glücke Marien's nahm, und darauf hindeutete, daß sie es ihrer Frömmigkeit vornehmlich verdanke. Anstandes halber mußte auch Frau Rettel, trotz ihrer unbeschreiblichen Galle, der Braut des Oberförsters Glück wünschen, sie that es mit sehr großer Verlegenheit, und bat ihrer ungerechten Härte wegen um Vergebung.

„Ei, liebe Frau Muhme," entgegnete die junge Frau heiter, „Sie haben mir gar nichts abzubitten, denn ich muß Ihnen im Gegentheil für ihre Behandlung dankbar sein, denn durch diese ward ich erst eigentlich mit meinem Manne bekannt, obgleich ich als arme Magd da-

mals nie davon träumen konnte, Guido's Weib zu werden." Frau Rettel eilte wieder in die Küche.

„Es ist auch eigentlich mit meiner Brautwerbung sehr seltsam zugegangen," erzählte der Oberförster lustig. „Frau Rettel ist sonst eine recht gute Frau, aber wenn sie ihre Launen hat, ist mit ihr sehr schwer auszukommen. Weiß Gott, wie es kam, Frau Rettel war die ganze Zeit übeln Humors gegen ihre Dienstmädchen. Ich bewunderte ihre Geduld und dachte, die Marie wäre ein prächtiges Eheweib, wenn sie nicht arm wäre. Liebes Herz, Du mußt mich schon reden lassen, die Verhältnisse sind ja allgemein bekannt, und keineswegs eine Schande. Einmal gab's wieder ein gewaltiges Donnerwetter, ich kam zufälliger Weise dazu, und höre, wie Marie mit großer Beredsamkeit mich gegen den Vorwurf der Bigotterie vertheidigt, und mit großer Wärme meine Partei ergreift, als man es lächerlich fand, daß ich die heil. Sakramente empfangen, das wußte sie wohl, denn sie hatte sich acht Tage zuvor desselben Vergehens schuldig gemacht. Ich bin nun einmal bigott und kann's nicht ändern, ich sah mich unter den Fräulein von Schwarzenhammer um, und fand, trotz sehr viel Geist, Vermögen und Schönheit, für mich zu wenig Ultramontanismus. Unwillkürlich kam ich in meinen Gedanken immer auf Marie zurück, und obgleich ich noch nicht im Entferntesten daran dachte, sie zu wählen, sagte ich doch öfters zu mir selbst: Wer Marie zur Frau bekommt, führt ein braves Weib heim. Was mir aber vollends eine wahrhafte Hochachtung für mein liebes Weibchen einflößte, ist ihre einige, aufopfernde Liebe zu ihrer Mutter, und zu

ihren Geschwistern. Die kindliche Liebe ist einer der sicher- sten Probiersteine der Tugend, — ich dachte an meine guten Eltern, ich stellte mir vor, daß der liebe Gott mein Gebet erhören, und mir meine Eltern recht lange erhalten werde. Sie werden einst recht alt sein, der Vater wird in Pension gehen, und gerne mit der Mutter bei seinem einzigen Sohne leben wollen, wenn dieser eine glückliche Wahl trifft, und seine Frau zugleich eine gute zärtliche Tochter ihrer Schwiegereltern sein wird. Ich dachte wieder an Marie, ich selbst gab ihr den Rath, den Dienst aufzugeben, in welchem ihre Geduld auf allzugroße Proben gestellt ward. Ich könnte noch andere Umstände erwähnen, will aber meine Frau weder verlegen, noch zu stolz machen. Ich vertraute mich Niemanden als dem Herrn Pfarrer, meinem Beichtvater an, denn meiner Überzeugung nach kann guter Rath, besonders des Seelenführers, bei dem wichtigsten Schritte des Lebens nie schaden. Der Herr Pfarrer sprach mit einer solchen Wärme zu Gunsten meiner Herzenswahl, daß ich den Finger Gottes nicht verkennen konnte. Wenn ich früher ein Thor war und dachte, Marie habe keine Mitgift, so dachte ich jetzt, daß die Tugend die schönste Mitgift sei, und daß viel Geld, welches die Frauen mitbringen, selten das Glück der Haushaltung vermehre. — Lustig war aber der Empfang, den mir meine Frau Schwiegermutter bereitete, ich glaubte mit offenen Armen empfangen zu werden, und wäre bald mit dem Besen aus dem Hause gejagt worden, freilich, ein Forstadjunkt soll noch nicht an's Heiraten denken. Ich wußte wohl, daß ich für die Oberförsterstelle bestimmt war, sagte aber kein Wort davon, denn ich wollte erproben, ob mir Marie meiner

selbst wegen gut sei. Unsere Neigung ward zur aufrichtigen Liebe, und Marie gab mir ihr Jawort, wenn die Mutter, die nichts von mir wissen wollte, einverstanden wäre, und wenn ich in der Lage wäre, ein Weib ernähren zu können. Sie war unermüdet fleißig, thätig und voll Zuneigung gegen mich, daß ich den Moment kaum erwarten konnte, wo ich sie zum Altare führen sollte. Ich schrieb an meine guten Eltern, die meinem Glück kein Hinderniß in den Weg legten, und mir so viel Einsicht zutrauten, daß ich keine übereilte und unkluge Wahl treffen würde. Ich ward Oberförster, und ging, um bei der Mutter mir die Hand der Tochter zu erbitten. Das Mißtrauen, die Überraschung und die Freude meiner Schwiegermutter entzückten mich. Ich machte keine Fehlbitte, und reis'te zu meinen Eltern, um sie zu bewegen, persönlich Zeugen meines Glückes zu sein, und ihre Tochter zu umarmen. Meine lieben Eltern finden meine Wahl vortrefflich, und ich hoffe ein sehr glücklicher Gatte zu werden. Jetzt aber, meine Herren, zu Tische, wir wollen sehen, was uns Frau Rettel, die berühmte Kochkünstlerin, bereitet hat." —

Der Erzähler glaubt nichts mehr beifügen zu müssen, als daß die kleine Erzählung vollkommen wahrheitsgetreu sei, daß der Oberförster im Kreise seiner liebenswürdigen Familie unbeschreiblich glücklich sei, und noch immer seinen glücklichen Einfall segne, ein armes Mädchen zu heiraten. Karoline heiratete aus Zorn und Neid den Einnehmer, und die Nachbarn wollen es beschwören, daß die lieben Eheleute einander schon in den ersten Flitterwochen — geprügelt haben.

Inhalt.

Gedruckt bei A. Pichler's Witwe & Sohn.